Du bolle Brand

Neue Mährchen,

der Jugend erzählt

von

Alexander Franz.

Mit 3 Stahlstichen.

Berlin,
Verlag und Druck von Carl Lindow.

Kgl. Universitäts-
Berlin.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Die todte Braut	1
Röschen	41
Das Zauberroß	65
Die Circe	113

Die todte Braut.

Es gab eine Zeit, wo man nicht, wie heut zu Tage, sein Recht bei einem von der Obrigkeit verordneten Richter suchen konnte, wo vielmehr Jedermann es sich selbst zu verschaffen suchte, und wo jedes Mal Derjenige Recht behielt, der am besten d'rein schlagen konnte. Diese Zeit war die des Faustrechts, so genannt, weil man alle Streitfragen mit der Faust entschied, und wo Der das Meiste erreichen konnte, der in der kräftigen Faust ein tüchtiges Schwert führte, gleichviel, ob das Recht auf seiner Seite war, oder nicht.

Das kann keine gar zu glückselige Zeit gewesen sein, denn es mußte bei dieser Art der Entscheidung jedes Mal der Schwächere dem Stärkeren unterliegen, wenn sein Recht auch noch so sonnenklar am Tage lag. Wir können also herzlich froh sein, daß wir Gerichte haben, welche bei etwaigen Streitigkeiten in's Mittel treten, wenn man sich an sie wendet, und wenn auch bei dem Prozessiren nicht viel herauskommt, — denn es ist schon ein wahres Sprichwort: Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß, — so ist's doch immer besser, als damals, wo es gleich an Leib und Leben ging und die Streitenden einander die Schlösser, Burgen, Städte und Dörfer vor der Nase niederbrannten, um sich gegenseitig von der Gültigkeit ihrer Rechtsansprüche zu überzeugen.

Weil nun gerade vom Niederbrennen die Rede ist, so wollen wir hier gleich eine Begebenheit näher in's Auge fassen, welche in jener Zeit sich zugetragen.

eine herrliche, reich gesegnete Gegend, auf welche
Schloß des Ritters Hans von Waldburg
lange nieder geschaut. Plötzlich aber war der
aus der lieblichen Gegend verschwunden; die wunder-
Felder um den Fuß des Schloßberges, deren volle
sonst um die Herbstzeit, wenn der Wind sie bewegte,
ein Meer mit goldenen Wellen anzuschauen waren, lagen
und öde, obgleich die Zeit nahe war, wo die Schnitter
Erntesegen abmähen und in den Scheunen sammeln soll-
Der Boden war zertreten durch die Füße eisengepan-
Streiter und die Hufe schnaubender Kampfrosse, und statt
Lieder der Schnitter erschallten wilde Flüche aus den
Kehlen der Kriegsknechte, die weit umher gelagert waren.
Kriegszug, — oder vielmehr die Fehde, wie es in
Sprache hieß, — galt eben dem Ritter Hans
der da oben in dem schönen und festen Schlosse
Veranlassung dazu aber lag eben darin, daß man Rich-
Gesetze nicht hatte, sondern daß Jeder seine Sache
suchte, oder sich an einen Andern wandte, den er
genug hielt, den streitigen Punkt durch Waffengewalt
zu erledigen.

Hans von Waldburg hatte mit dem Herrn von
seit lange auf einem gespannten Fuße gelebt, und
auch nicht gerade zur offenen Fehde gekommen, da
Herren schon ziemlich bei Jahren waren, so hatte
gegenseitige Groll doch bei jeder Gelegenheit Luft ge-
reckte und schraubte sich, wo man dazu kommen konnte.
Hans hatte einen Sohn, der ihm, eben weil es sein
auch über Alles lieb war. Dieser war eines Tages
Jagd in einen Wald gerathen, der zu den Besitzungen
von Eichen gehörte, und dort, mit einem Pfeil in
todt gefunden worden. Bei der Feindschaft der
alten Herren lag die Vermuthung zu nahe, der Jüng-
durch den von Eichen oder doch auf dessen Veranlas-
ermordet worden, und obgleich er heilig versicherte, an
unschuldig zu sein, so ließ sich Ritter Hans hier-
überzeugen.

Gern hätte er seinen Feind offen angegriffen; aber, obwohl er hinter den dicken Mauern seines Bergschlosses wohl einem Angreifer Trotz bieten konnte, hatte er doch nicht Macht genug, um dem von Eichen in dessen ebenfalls gut befestigter Burg beikommen zu können, und so lauerte er denn auf eine andere Gelegenheit, seiner Rache zu genügen.

Wie der Ermordete des Ritters Hans einziger Sohn gewesen, so hatte der Herr von Eichen eine Tochter, die ihm von allen seinen Kindern allein übrig geblieben war. Sie war die einzige Freude seiner alten Tage und eine treue Pflegerin, deren er um so mehr bedurfte, da sein Körper in Folge eines bewegten Lebens und mannigfacher Kriegsstrapazen siech und gebrechlich geworden war.

„Kind um Kind!" sagte Ritter Hans, als er mit seinem Racheplan einig geworden, der in nichts Geringerem bestand, als den von Eichen seiner Tochter zu berauben. Es wurde derselben nun aufgelauert, und als sie einst sich nach der nahen Stadt begeben wollte, wo zur Verherrlichung eines Kirchenfestes ein feierlicher Aufzug stattfand, wurde sie unterwegs mit ihren wenigen Begleitern von den Knechten des Ritters Hans überfallen und auf dessen Bergschloß geschleppt.

Zuerst war es seine Absicht gewesen, die Tochter seines Feindes mit eigener Hand zu ermorden, um, indem er deren Blut fließen sähe, vollgültige Rache zu haben; deshalb hatte er sie auch nach seinem Schlosse bringen lassen; als aber das Mädchen ihn mit den frommen, unschuldigen Augen ansah, da entsank der Mordstahl seiner Hand und er schob die blutige That von Tag zu Tag auf. In einen finstern Kerker aber ließ er die Arme werfen, die für die keineswegs erwiesene Schuld ihres Vaters büßen sollte, und hier wurde sie mit einer Härte behandelt, als wäre sie selbst des größten Verbrechens schuldig.

Der Vater der Gefangenen wurde von Schmerz und Zorn ergriffen, als er sein Kind in der Gewalt des gehaßten Feindes sah, aber er war zu schwach, um dasselbe zu befreien, oder, wenn es ermordet sein sollte, dessen Tod zu rächen. Dennoch brannte er vor Verlangen, den Ritter Hans zu züchtigen, und

wandte er sich an die ihm befreundeten Brüder Herr= [illegible] Wolfg[illegible] von Reichenfels und traf mit die= [illegible] dahin, daß, wenn sie gegen den Ritter von [illegible] zu Ehren und Bertha — so hieß des Herrn von Ei= [illegible]ter — befreien wollten, so solle ihnen die Hälfte [illegible]ungen nach seinem Tode zufallen; wäre Bertha [illegible]od, dann sollten sie das ganze Erbe erhalten, unter der [illegible]gung, daß sie das Schloß Waldburg von Grund aus zer= [illegible]. Ferner wurde festgesetzt, daß, würde Bertha lebend [illegible] entrissen und einer der Brüder wollte sie zu sei= [illegible]n, der Vater von vorn herein seine Einwilligung [illegible]

Das ließen die beiden Brüder, welche junge, thatendurstige [illegible] waren, sich nicht zwei Mal anbieten; sie riefen ihre [illegible] und Knechte zusammen, daß es bald ein stattlicher [illegible] und zogen gen Waldburg, das Schloß anzugreifen. [illegible] war nun freilich mit dem guten Willen nicht sogleich [illegible]. denn das Schloß hatte so dicke und feste Mauern, [illegible] mancher Schädel an ihnen zerschellen konnte, ehe ein [illegible] rückte, und Ritter Hans leitete dazu die Vertheidi= [illegible] gut, daß Mancher schon mit blutendem Kopfe den hö= [illegible] Schloßberg hinunter gekollert war, der dann wohl nimmer= [illegible] daran denken durfte, zum zweiten Male hinauf zu steigen. [illegible] vergingen Wochen und Monate, die Belagerer waren [illegible] keinen Schritt weiter gekommen, und der einzige Scha= [illegible] welchen sie dem Ritter Hans zugefügt, bestand darin, daß [illegible] unten gelegenen Felder zertreten und verwüstet hat= [illegible] Je hartnäckiger er sich aber vertheidigte, um so beharr= [illegible]nen die Brüder bei der Belagerung, und sie schworen, [illegible] vor dem Schlosse liegen bleiben, sollte es auch ein [illegible] Jahr dauern, und sei der alte Wolf anders nicht zu [illegible]en, so wollten sie es abwarten, bis da oben in dem [illegible] alle Lebensmittel verzehrt wären, dann, meinten sie, [illegible] Hans sich ergeben oder in seiner eigenen Höhle ver= [illegible]

Ritter Hans lachte unterdessen die Belagerer weidlich aus, [illegible] er wußte, daß er sich auf seine Mauern verlassen könne,

und vor dem Verhungern durfte ihm nicht bange sein, denn aus dem Schlosse führte ein geheimer Gang bis in das nächste Dorf, und durch diesen Gang wurden so viele Lebensmittel in das Schloß geführt, wie nur immer verzehrt werden konnten, ja, es war dort weit mehr Alles vollauf, als bei den Belagerern, die ihre Bedürfnisse weit herholen mußten und daher öfter Mangel litten.

Endlich aber wurde dem Waldburger doch das Lachen übel bezahlt. Ritter Hans war sehr jähzornig, und so hatte er einst einen seiner Knechte um eines geringen Versehens willen so unmäßig gezüchtigt, daß dieser bei sich beschloß, ihn zu verderben. Er schlich in einer Nacht durch den geheimen Gang aus dem Schlosse, eilte in das Lager der Feinde und erbot sich, die Brüder von Reichenfels in das Schloß zu führen, wofür er keine andere Belohnung forderte, als das Versprechen, daß sie ihn in ihre Dienste nehmen wollten.

Die Brüder trauten diesem Anerbieten erst nicht, sie meinten, der Knecht wolle sie in eine Falle locken; als er aber sagte, er wolle ihnen den Weg zum Schlosse zeigen, selbst aber mit einigen Leuten von den Belagerern zurückbleiben, die ihn augenblicklich in Stücke hauen sollten, sobald sie Verrath merkten, da gingen Herrmann und Wolfgang darauf ein, der Knecht führte sie nach dem Dorfe, zeigte ihnen den Eingang zu dem geheimen Gange, und nach einer halben Stunde befanden die Brüder sich mit einer auserlesenen Schaar im Schlosse.

Bis auf wenige Wachen schlief hier Alles sorglos, Keiner ahnte, wie nahe das Verderben sei. Die Wachen wurden niedergehauen, ehe sie Lärm machen konnten, die Eingedrungenen öffneten von innen das große Thor und nun zog auf ein gegebenes Zeichen der Rest des Belagerungsheeres den Berg herauf und in das Schloß.

Als Ritter Hans, nachdem es laut geworden, erwachte, sah er Herrmann und Wolfgang mit blanken Schwertern an seinem Bett stehen. Er meinte erst zu träumen, wurde jedoch bald inne, daß dies nicht der Fall sei, denn Herrmann riß ihn unsanft empor und sagte:

„Bete ein kurzes Stoßgebetlein, alter Räuber, damit Du

[illegible] in die Hölle fährst, denn Dein letztes Stündlein [illegible]men!"

[illegible]er Hans aber, der nun wohl sah, daß es Ernst und [illegible]oren sei, wollte wenigstens keine Todesfurcht zeigen, [illegible] entwortete er spöttisch:

[illegible]hr Gelbschnäbel könnt freilich nicht wissen, daß ein al[illegible] Rittersmann in jedem Augenblicke zum Sterben bereit ist; [illegible]et mich nur wehrlos, wie ich hier vor Euch stehe; hättet [illegible] nicht erst darum zu wecken brauchen, konntet mir im [illegible] den Todesstreich geben, wie Ihr Euch bei finsterer [illegible] in mein Schloß geschlichen habt, da Ihr's bei hellem [illegible]ge nicht bekommen konntet!"

Diese Spottrede erbitterte die beiden jungen Ritter der[illegible], daß sie Beide zugleich ihre Schwerter in des Wald[illegible]rgers Brust stießen, der lautlos todt zu ihren Füßen nieder fiel.

Hierauf ließen sie sich von den gefangenen Knechten den [illegible] anzeigen, wo Bertha im Kerker schmachtete; sie eilten Beide [illegible]hin, schlugen mit ihren Streitärten die Thür entzwei und [illegible] nun die Unglückliche in einem dunklen, feuchten Ge[illegible], dessen ganze Ausstattung in einem Strohlager bestand.

Bei dem Lärm, welchen das Einschlagen der Thür verur[illegible]te, hatte Bertha sich erschreckt aufgerichtet; sie hatte erst ge[illegible], man wolle sie zum Tode führen, womit Ritter Hans [illegible]angst gedroht, um so freudiger war daher ihre Ueber[illegible]ung, als die beiden Brüder auf sie zutraten, ihre Hände [illegible]en und sie die Worte vernahm:

„Stehet auf, edles Fräulein, und verlasset mit uns diesen [illegible]lichen Aufenthalt. Euer Peiniger ist erschlagen, und ehe [illegible]nde vergeht, soll dieser Kerker mit dem ganzen Schlosse des alten Wolfes in Trümmern und Asche liegen."

Die Aussicht auf die wiedererlangte Freiheit gab der ar[illegible] Gefangenen neue Kraft; sie stand auf, die beiden jungen [illegible] nahmen sie bei der Hand und führten sie hinaus auf [illegible] Schloßhof. Als Bertha den mit Sternen besäeten Him[illegible], dessen Anblick sie so lange hatte entbehren müssen, über [illegible] sah, als die frische, freie Luft sie wieder anwehte, da sank [illegible] auf die Kniee und sandte ein Dankgebet zu den Sternen

empor, dann aber wandte sie sich zu ihren Befreiern und ergoß sich auch gegen diese in heiße Danksagungen.

Unterdessen hatten die Knechte der Brüder von Reichenfels das ganze Schloß durchstöbert, Alles, was des Mitnehmens werth war, aufgepackt, die Pferde aus den Ställen getrieben, das schönste davon wurde für Bertha herbei geführt, und nun zogen die Sieger mit den Gefangenen ab.

Während der Zug sich unten am Schloßberge ordnete, schlugen aus den Fenstern des Schlosses schon einzelne Flammen heraus, und nicht lange währte es, so wirbelte eine ungeheure Feuersäule empor, die Gegend weithin schauerlich beleuchtend. Herrmann und Wolfgang warfen einen zufriedenen Blick nach dem Schlosse empor, denn nach den Begriffen ihrer Zeit hatten sie eine rühmenswerthe That vollbracht, und freudig traten sie den Heimweg an.

Am Morgen waren von dem stolzen Schlosse Waldburg nur noch die geschwärzten Außenmauern übrig, des Ritters Hans Leichnam war zu Asche verbrannt. —

Bertha war nun wieder frei, aber den Vater sah sie nicht wieder, er hatte die Stunde ihrer Erlösung nicht erlebt, vor mehreren Wochen schon hatte man seinen Sarg denen seiner Vorfahren zugesellt. Bertha wurde mit tiefer Trauer erfüllt, als man ihr bei'm Eintritt in die väterliche Burg diese Botschaft entgegen brachte; Herrmann und Wolfgang, welche sie heim geleitet hatten, ehrten ihre Trauer, sie verweilten nicht lange, als sie aber schieden, gaben sie Bertha das Versprechen, sie wollten sie fortan beschützen, in jeder Noth möge dieselbe sich an sie wenden.

„Ich danke Euch herzlich, edle Herren," entgegnete Bertha; „Ihr habt bereits so viel für mich gethan, daß ich Euch nicht würdig zu lohnen vermag. Tief bedaure ich es, daß statt der Freudenfeste, welche mein Vater ohne Zweifel veranstaltet haben würde, Ihr hier nur traurige Todtenklage gefunden habt; lasset Euch denn an meinen schwachen Dankesworten genügen, denn leider werde ich, ein schwaches Mädchen, wohl niemals Gelegenheit haben, Euch durch die That zu beweisen, daß ich Euren Dienst nicht vergessen habe."

Herrmanns Augen leuchteten, als Bertha dieſe Worte [illegible], hell auf; er wollte eben Etwas erwidern, als Wolfgang das Geſpräch abſchnitt, indem er ſagte:

„Was wir für Euch gethan, war Ritterpflicht und heiſcht keinen Dank. Gedenket freundlich unſerer und vergeſſet nicht, wo die Reichenfelſer zu finden ſind, wenn irgend Jemand Euch anfechten ſollte.“

Als wolle er einer Erneuerung der Dankſagungen Bertha's ausweichen, trieb er Herrmann zum Aufbruch, der ihm nach kurzem Zögern folgte. —

Schweigend ritten die Brüder eine Weile neben einander her; Herrmann ſetzte einige Mal an, als wenn er Etwas ſagen wolle, doch unterdrückte er es immer wieder, bis er endlich nicht länger an ſich halten konnte.

„Bruder,“ begann er, „erinnerſt Du Dich wohl des Vertrages, den wir mit dem verſtorbenen Herrn von Eichen geſchloſſen, bevor wir gegen den Waldburger zogen?“

„Ich weiß es wohl, was ausgemacht wurde,“ entgegnete Wolfgang, „doch iſt es meiner Meinung nach jetzt nicht an der Zeit, die trauernde Tochter daran zu erinnern, daß ſie ihres Vaters Erbe mit uns theilen muß.“

„Was frage ich nach ihres Vaters Erbe,“ hob Herrmann wieder an, „wir ſind begütert genug, daß wir des Zuwachſes nicht bedürfen. Du weißt aber doch, daß der Verſtorbene geſagt, wenn Einer von uns ſeine Tochter zum Weibe nehmen wollte, ſo ſei ihm vorweg ſeine Zuſtimmung gewiß.“

„Iſt es denn Deine Abſicht, Bertha zum Weibe zu nehmen?“ fragte Wolfgang, der nur mit Mühe den Schreck verbergen konnte, welchen ſeines Bruders Worte ihm verurſacht.

„Ja, Bruder,“ erwiderte Herrmann. „Bertha iſt eine fromme, ſittige Jungfrau, von ſo ſchöner Seele, daß ſie liebenswerth ſein würde, hätte die Natur ihr auch nicht ſo große Körperſchönheit verliehen, wie ſie ſolche beſitzt.“

Wäre Wolfgang's Geſicht nicht zur Hälfte unter dem Helmbuſch verborgen geweſen, ſo hätte Herrmann gewahren müſſen, welchen unangenehmen Eindruck deſſen Worte auf den Bruder

hervorgebracht. Doch ließ dieser es sich nicht merken und nach einer Weile versetzte er:

„Ich mag es Dir nicht verargen, daß Du nach Bertha's Besitz strebst, denn sie ist eben so edel als schön und ganz geeignet, eines Mannes Glück zu machen. Doch trauert sie jetzt um den Vater, und übel müßte sie es deuten, wolltest Du jetzt um sie freien. Gedulde Dich also, bis ihre Trauerzeit vorüber und die Wunde etwas vernarbt ist, welche der Verlust des Vaters ihrem Herzen geschlagen. Dies ist mein Rath."

Herrmann mußte dieser Ansicht seines Bruders beipflichten; doch sprach er zu dessen großem Verdruß unterwegens noch viel von Bertha, so daß Wolfgang herzlich froh war, als sie endlich zu Hause anlangten.

Als die Brüder daheim zu ihrer gewöhnlichen Beschäftigung zurückgekehrt waren, schien Wolfgang Bertha's gänzlich vergessen zu haben; er erwähnte ihrer gar nicht, und wenn Herrmann von ihr zu sprechen anfing, dann suchte er jedes Mal dem Gespräch bald eine andere Wendung zu geben. Herrmann dagegen zählte mit Ungeduld die Tage, bis Bertha's Trauerzeit vorüber sein würde; gern wäre er schon während derselben ein Mal zu ihr hinüber geritten, aber sobald er dies Verlangen merken ließ, meinte Wolfgang, ein solcher Besuch würde um so unschicklicher sein, da Bertha leicht glauben könnte, man käme, um sie an die von ihrem Vater gegebenen Versprechungen zu erinnern.

So geduldete Herrmann sich denn; als aber der letzte Tag der Trauerzeit Bertha's abgelaufen war, ließ er sein bestes Roß satteln, demselben das kostbarste Zaumzeug anlegen, und selbst mit glänzendem Schmuck angethan, trat er zu seinem Bruder Wolfgang in das Gemach.

„Jetzt will ich hinüber zu ihr," sagte er, „will ihr meine Hand antragen und ihr die Versicherung geben, daß sie einen treuen Schützer, einen liebevollen Gatten an mir finden solle."

Fast erstarrt blickte Wolfgang seinen Bruder an.

„Du willst um Bertha werben?" sagte er mit zitternden Lippen.

„Alle magst Du nur fragen, Bruder?“ versetzte Herr-
„habe ich es Dir doch längst gesagt, was meine Ab-

„Du hast es mir gesagt,“ entgegnete Wolfgang, „doch
noch immer, es sei Dir nicht Ernst mit Deinem

„Du hofftest es?“ fragte Herrmann erstaunt; „ist denn
der, was ich beginnen will?“

„Höre mich an, Bruder,“ nahm Wolfgang das Wort.
mir zuerst sagtest, Du wolltest Bertha zum Weibe
da erschrak ich ob Deiner Rede, denn in dem Augen-
als wir sie aus dem Kerker an das Licht geführt, hatte
dasselbe beschlossen. Ich schwieg damals, denn mit Deiner
digkeit bekannt, meinte ich, flüchtig und bald vorüber-
werde der Eindruck sein, den Bertha auf Dich gemacht.“

„Leerer Glanz und äußere Schönheit mögen mich nur
berühren,“ fiel Herrmann ein; „doch wo ich das Gute
ganz erkannt, da weicht meine Unbeständigkeit und
es fest, wie ich nur immer vermag.“

„So wirst Du also unwandelbar bei Deinem Entschluß
ren?“ fragte Wolfgang finster.

„Es schmerzt mich tief,“ antwortete Herrmann, „daß unsere
sich hier so durchkreuzen; doch abzugeben vermag ich
meinem Entschluß, und da ich zuerst habe meinen
laut werden lassen, so glaube ich auch vorangehen zu

„Herrmann!“ begann Wolfgang wieder, „Du weißt, daß
dem Vertrage die Hälfte des Erbes, welches Bertha's
hinterlassen, uns zugehört; ich will dem Theil entsagen,
der mir davon gebührt, wenn Du die Werbung um Bertha

„Mir ist es nicht um Mehrung meines Gutes zu thun,“
erte Herrmann, „und um Dir dies zu beweisen, um Dich
entschädigen, wie ich es vermag, will ich auch, was Bertha
bringt, Dir überlassen, Du sollst Alles haben, was ihr
einst besessen, wenn Du meinem Glücke nicht in den
treten willst.“

Wolfgang schüttelte finster den Kopf.

„Ich frage eben so wenig nach Vermehrung meines Besitzthums, als Du," sagte er; „ich habe, so viel ich bedarf, und nur ein Weib noch fehlt mir, das ich meiner würdig achte. In Bertha würde ich es gefunden haben, wenn Du mir nicht in den Weg getreten wärest."

„Bedenke, Bruder," sprach Herrmann sanft, „daß ich denselben Vorwurf Dir machen könnte. — Doch, warum rechten wir mit einander und streiten um ein Gut, von dem es zweifelhaft ist, ob wir Beide es erlangen können? — Sind wir denn gewiß, daß Bertha des Einen oder des Andern Bewerbung Gehör schenken wird? — So laß uns ihr die Entscheidung überlassen; wir wollen offen vor sie hintreten und ihr unsere Wünsche kund thun; dann mag sie wählen, wem von uns sie ihre Hand reichen will. — Bewahre uns Gott, daß wir, die wir so lange in Frieden und Liebe, wie es Brüdern geziemt, mit einander gelebt haben, uns entzweien. — Bist Du mit meinem Vorschlag zufrieden, so gelobe ich Dir hier, ich will ohne Murren zurücktreten, wenn Bertha's Wahl auf Dich fällt, will Euch segnen und mich Deines Glückes freuen; dagegen versprich auch Du mir, ein Gleiches zu thun, wenn Bertha mich erwählen sollte."

Nach einigem Zögern ging Wolfgang auf den Vorschlag ein. Er legte nun gleichfalls seinen besten Schmuck an, ließ sich ein prächtig aufgezäumtes Pferd vorführen, und so ritten die beiden Brüder zu Bertha.

Sie wurden so zuvorkommend empfangen, wie Bertha es ihren Befreiern schuldig zu sein glaubte; als aber die Brüder ihr den Zweck ihres Besuches mittheilten, da gerieth sie in große Verlegenheit und verwirrt entgegnete sie:

„Ihr edlen Herren! hoch würde ein solcher Antrag von Jedem von Euch mich geehrt haben, und willig würde ich Dem, der mein begehrt hätte, gefolgt sein, hätte ihm eine treue und gehorsame Hausfrau werden wollen. Jetzt aber steht Ihr Beide vor mir und ich soll wählen unter Euch; Beide achte ich Euch gleich hoch als wackere Ritter, Beide habt Ihr gleiches Recht auf meine Dankbarkeit, denn gemeinsam habt Ihr mich befreit

[illegible]herter Gefangenschaft. Wollte ich nun den Einen erwäh[illegible] so müßte ich den Andern beleidigen oder betrüben, und [illegible] sollte mir innig leid sein. Darum bitte ich Euch, einiget [illegible] unter einander, und tritt der Eine freiwillig zurück, so [illegible] ich des Andern sein mit ganzer Seele."

Die Brüder erwiderten ihr hierauf, daß sie sich unter einander nicht einigen könnten, daß sie dies bereits versucht und [illegible] überein gekommen wären, ihr die Entscheidung anheim [illegible].

„So lasset mir denn wenigstens Zeit, mich zu entscheiden," [illegible] Bertha, „und versucht auch Ihr indessen noch ein Mal, was Ihr vermögt, damit nicht Hader und Feindschaft das Band zerstöre, welches Euch so lange in Bruderliebe vereinigt." —

Die Brüder waren es zufrieden, daß die Entscheidung noch [illegible] Monat aufgeschoben werde. Nach Ablauf desselben wollten sie wiederkehren, um aus Bertha's Munde ihr Schicksal zu vernehmen. —

In der That war für Bertha durch die Doppelbewerbung keine [illegible] Verlegenheit bereitet worden. Sie hatte bisher Ursache gehabt, die beiden Brüder gleich hoch zu achten; Beide hatten oft ihren ritterlichen Sinn bewährt, Beide hatten gleiche Ansprüche an ihren Dank für die Befreiung aus den Händen des [illegible]burgers, Beide waren auch gar stattliche Männer, Einer [illegible] schöner und nicht häßlicher, als der Andere, und Beide hatten auch gleichmäßig versichert, daß kein anderer Beweggrund, als nur die reinste Zuneigung, sie veranlaßt, sich um Bertha's Hand zu bewerben: welchen also sollte sie wählen, welchen zurückweisen? —

Das machte nun der schönen Bertha viele Noth, und drei Wochen des zur Entscheidung bedungenen Monats waren bereits vergangen, ohne daß sie mit sich hatte einig werden können. Das machte sie denn ordentlich betrübt; sie ging beständig in tiefes Nachdenken verloren, umher, Nachts floh sie der Schlaf, und wer am Tage in ihre Nähe kam, der hörte sie seufzen.

Nun hatte sie eine Dienerin, die, von Bertha's Vater als Kind in der Burg aufgenommen, mit der jungen Herrin auf-

gewachsen und dieser sehr lieb war. Aber auch Lisbeth hing mit ganzem Herzen an Jener, und so beunruhigte es sie sehr, Bertha jetzt, nachdem sich ihre Trauer um den Vater kaum gemäßigt hatte, schon wieder so augenscheinlich trüben Gedanken nachhängen zu sehen; da sie sich nun, als Bertha's Gespielin in der Kindheit und jetzt deren vertrauteste Dienerin, schon etwas mehr herausnehmen durfte, als die Andern, so fragte sie eines Tages die Herrin mit liebreichen Worten um den Grund ihres Trübsinns und ihrer Unruhe.

Diese Frage kam Bertha sehr gelegen, denn längst hatte sie sich danach gesehnt, mit Jemand recht ausführlich über die Angelegenheit zu sprechen, welche ihr so schwer auf dem Herzen lag, sie hatte nur niemals gern selbst davon anfangen mögen. Jetzt aber, da Lisbeth sie so theilnehmend danach fragte, klagte sie derselben ihre Noth, und siehe da! nachdem Lisbeth sich die Geschichte recht gründlich hatte erzählen lassen, da war sie mit einem guten Rath bei der Hand.

„Die Ritter sind Beide gleich edel, gleich tapfer und gleich hübsch," sagte sie, den Zeigefinger wichtig an die Nase legend; „aber Keiner hat noch auf den Grund ihrer Herzen sehen können, um zu gewahren, was Jeder in den geheimen Falten desselben birgt. Jedenfalls wünsche ich meiner lieben Herrin den vollkommensten von Beiden, und um zu ergründen, welcher dies ist, weiß ich ein Mittel. Unten im Dorfe wohnt eine alte Sybille, zu der von weit und breit die Leute kommen, sich bei ihr Raths zu erholen. Sie besitzt einen Zauberspiegel, der sie nicht allein in die Zukunft blicken läßt, sondern der ihr auch jeden Menschen zeigt, wie er wahrhaft ist. Zu ihr wollen wir gehen, sie wird uns sagen können, welcher der beiden Brüder am vollkommensten ist."

Bertha war hoch erfreut über diesen klugen Rath ihrer Zofe. — „Wenigstens," sagte sie zu sich selbst, „werde ich, wenn ich Auskunft erhalte, nicht den besten der beiden Brüder durch Zurückweisung kränken."

Noch an demselben Tage ließ sie sich von Lisbeth zu der Sybille führen.

Diese war ein häßliches altes Weib mit eingeschrumpftem,

...erbigem Geſicht, ſo daß man ſich, wenn man ſie zum er... ſah, vor ihr fürchten konnte. So erging es auch ... Bertha, die ſo ſehr erſchrak, daß ſie ſchon willens war, ... zuzukehren, und nur durch Lisbeth zurückgehalten wurde. ... aber ſchnitt eine Fratze, welche ein freundliches Lä... ſein ſollte und wodurch ſie erſt recht greulich ausſah, ... ein halbes Dutzend Knire und that, als wiſſe ſie ſich ... Freude gar nicht zu laſſen, daß ihrer ſchlechten Hütte die ... Ehre widerfahre, ein ſo ſchönes und vornehmes Fräulein ... Räumen zu ſehen.

... Bertha fühlte ſich ſo unheimlich in der Nähe der Alten, ... ſie auf deren Frage: was ihr die Ehre eines ſolchen Be... verſchafft und womit ſie dem edlen Fräulein dienen ... gar nicht zu antworten vermochte. Lisbeth aber, die ... hier mit der Sybille in Berührung gekommen war und ... ihr hatte prophezeihen laſſen, übernahm es, Bertha's ... der Alten vorzutragen.

„Ei, da wird ja wohl zu rathen ſein, Ihr lieben, holdſe... erchen," ſagte die Sybille und ſchnitt auf ihre Weiſe ... außerordentlich freundliches Geſicht dazu. „Alſo von ... Mutter ſind die beiden Freier geboren, und Einer ſo ...lich, tapfer und hübſch als der Andere? — Nun, wartet ... Ihr Goldkinderchen, ich will gleich hinein gehen und mein ...glein recht blank putzen, damit ich klar ſchaue, was ... rathen ſoll."

... hieß die beiden Mädchen ſich an's Fenſter ſetzen, ſie ... ging in die andere Stube, wo ſie ihre Zauberwerke ..., und wo hinein ſie Niemand ließ. —

... der Freundlichkeit der alten Sybille aber ſteckte ein ... Herz, das ſeine Luſt hatte an dem Unglück anderer Men...; indem ſie Jedermann bereitwillig zu dienen ſchien, rich... ſie allerlei Unheil an, und dabei hatte ſie es ſo geſchickt ...richtet, daß ſie ſtets in großem Anſehen blieb um ihrer ... Wiſſenſchaft willen. —

... Während die Sybille in der andern Stube war, ſaß Bertha ... und in großer Erwartung da; Lisbeth verſuchte einige ..., ein Geſpräch mit ihr zu beginnen, aber Bertha blieb ein...

ſilbig und manchmal ſeufzte ſie unwillkürlich laut auf, denn ihr war ſeltſam bange zu Muthe.

Jetzt trat die Alte wieder zu den Mädchen herein; Lisbeth ſtand ſogleich auf, ging ihr entgegen und fragte:

„Nun, weiſe Mutter, was ſagt Euer Zauberſpiegelein?“

Die Sybille machte eine Grimaſſe und antwortete:

„Mein Zauberſpiegelein hat mir gute Kunde gegeben. Hört wohl auf: Der eine Freier hat dunkles Haar und einen dunklen Bart; er iſt gut, ſo lange er keine Anreizung findet zur böſen That. Des Andern Haar und Bart iſt goldfarben, und rein wie Gold iſt auch ſein Herz und ohne Falſch und Tücke.“

„So meinſt Du, ich ſoll den Letzten wählen, nicht wahr?“ fragte Bertha.

„Ich ſage Dir nicht, wähle den Erſten, auch nicht, wähle den Letzten,“ erwiderte die Alte, „ich ſage Dir nur, wie Beide ſind: das Wählen aber iſt Deine Sache.“

Mehr war von ihr nicht heraus zu bringen. Bertha reichte ihr ein Goldſtück, das die Sybille mit freundlichem Grinſen nahm, dann kehrten die beiden Mädchen nach der Burg zurück; Lisbeth, fröhlich, ihrer Herrin Auskunft verſchafft zu haben, Bertha — mit ſchwererem Herzen, als ſie es zu der Sybille hingebracht. —

So iſt das Menſchenherz! — Jetzt hatte Bertha die Auskunft, nach welcher ſie vorher verlangt — und nun war ſie erſt recht rathlos. Was die Sybille ihr mitgetheilt, ſtimmte keineswegs mit ihren Wünſchen überein. Der mit dem dunklen Bart und Haupthaar war Wolfgang, von ihm hätte ſie gern gehört, daß er der Vollkommenſte ſei, denn ihm fühlte ſie ſich am meiſten geneigt, und jetzt hatte ſie das Gegentheil vernommen! — Nun hatte ſie aber auch gelobt, dem Beſten ihre Hand zu reichen, ſie mußte auch vorausſetzen, daß ſie mit dieſem am glücklichſten ſein werde, und ſo konnte ihre Wahl nur auf Herrmann fallen. —

Der Monat war verflossen und zagend sah Bertha die Ritter Dalder über die Zugbrücke in die Burg reiten. So lange als möglich suchte sie noch den Augenblick zu verzögern, wo sie ihre Erklärung abgeben mußte, und als dieselbe sich nicht mehr verschieben ließ, reichte sie zitternd Herrmann die Hand, indem sie sich gleichzeitig zu Wolfgang mit den Worten wendete:

„Nur Einem von Euch kann ich gehören; ich habe meinen Schutzgeist befragt" — hierbei schauderte sie unwillkürlich, denn die Gesichte der widerwärtigen Sybille — „und er hat mich an Euren Bruder gewiesen. Seid mir darum nicht gram, Ritter Wolfgang, bleibt mir als Bruder hold, wie ich Euch mit schwesterlicher Liebe zugethan sein will mein Leben lang."

Wolfgang kniff die Lippen zusammen, doch wußte er sich zu bemeistern.

„Freilich könnt Ihr nur Einem als Weib gehören," sagte er, „und wenigstens ist es mir ein Trost, daß es mein Bruder vor der das Glück Eures Besitzes genießen soll."

„Und ich gelobe Euch hier," nahm Herrmann das Wort, „daß ich stets mich dieses Glückes würdig zeigen will. So viel an mir liegt, sollt Ihr nimmer zu bereuen haben, daß Ihr Euch entschlossen, die Meine zu werden."

Er zog einen kostbaren Ring vom Finger, steckte ihn an Bertha's Hand und fuhr fort:

„Traget, meine holde Braut, dieses Ringlein zum Gedächtniß dieser Stunde. Es ist ein Erbstück von meiner lieben seligen Mutter, sie erhielt ihn einst, als sie sich meinem Vater verlobte, und lange hat sie ihn getragen als einen Zeugen ihres Glückes. Möge er denn auch bei Euch glückliche Tage sehen! Ich wiederhole Euch mein Gelöbniß, was ich vermag, will ich dann thun, rein und klar, wie dieses Gold, soll mein Herz stets vor Euch liegen."

Bertha zuckte abermals schaudernd zusammen: Herrmanns letzte Worte erinnerten sie wieder an die Rede der Sybille und es war ihr, als fühle sie den Ring an ihrem Finger brennen.

Es herrschte bei diesem Verlöbniß keine herzliche Freude; Alle fühlten sich gedrückt, und selbst Herrmann, der nun am

Ziele seiner Wünsche war, wenn er sich auch einreden wollte, sein Herz sei freudig bewegt, konnte dennoch sich einer gewissen Bangigkeit nicht bemeistern, wenn er auf seinen Bruder sah, der schweigend dasaß und über dessen Stirn von Zeit zu Zeit eine dunkle Wolke glitt. —

In der Frühe des andern Morgens ritt Wolfgang allein hinaus in's Feld, um ungestört den Gedanken nachzuhängen, die seinen Kopf durchkreuzten. Wohl wäre es besser gewesen, er hätte ihnen zu entfliehen gesucht, denn es war nichts Gutes, was er dachte, und der bessere Theil in seinem Herzen empörte sich gegen Das, was sein Kopf brütete.

Planlos hin und her reitend lenkte Wolfgang sein Pferd nach der Gegend, wo Bertha wohnte; erst als er sich in dem Dorfe sah, welches bei der Burg lag, gewahrte er, wie nahe er dem Wohnsitze der Jungfrau sei, welche ihn verschmäht. Einen finstern Blick warf er zur Burg hinauf, dann wandte er sein Pferd und schlug einen andern Weg ein. Weil er aber die gerade Straße verlassen hatte, so gerieth er an einen Teich, der ihm den Weg versperrte, und langsam ritt er nun am Ufer desselben hin.

Da gewahrte er zwei Enten, die in geringer Entfernung neben einander schwammen und sich augenscheinlich aus allen Kräften bemühten, einander zuvor zu kommen. Eine Strecke vor ihnen schwamm nämlich ein Bröcklein Brotes und jede der Enten suchte es zu erhaschen; wie sie sich aber lange genug abgemüht hatten und Eine bereits so nahe war, daß sie den Schnabel aufsperrte, um das Brotbröcklein aufzufangen, da schoß blitzschnell eine dritte Ente von der Seite heran und verschluckte das Bröcklein, nach welchem die beiden andern so lange gejagt.

„Hast's gut gemacht, mein Entlein!" ließ jetzt eine heisere Stimme sich vernehmen, „nun haben sie es Beide nicht, nun wird auch wieder Frieden werden!"

Als Wolfgang sich umschaute, sah er ein häßliches altes Weib am Ufer des Flusses sitzen, das diese Worte gesprochen hatte; — es war die Sybille aus dem Dorfe. — Wolfgang ritt vorüber, ohne den Gruß, welchen sie ihm zugrinzte, zu er-

ändern; die Alte aber schien darüber gar nicht böse, sie lachte vielmehr dem Ritter zufrieden nach.

So unbedeutend dieser Vorfall an sich schien, so konnte Wolfgang doch während des ganzen Tages die Enten und die Worte der Alten nicht vergessen; was er auch vornahm, sie fielen ihm immer wieder ein. —

Am andern Morgen ritt er wieder hinaus, und als zöge es ihn mit Gewalt dorthin, so wählte er auch wieder den Weg nach Bertha's Burg. Wie er nun wieder das Auge dort hinrichtete, da war es ihm, als sähe er seines Bruders Braut im weißen Morgengewande auf dem Söller stehen, ein stechender Schmerz durchfuhr seine Brust, er biß die Zähne auf einander, wie in heftigem Zorn, und rasch wandte er sein Roß zur Umkehr.

Wie er nun durch das Dorf zurück ritt, sah er zwei Vögel, welche mitten auf der Straße sich um ein Körnlein bissen, das unfern im Sande lag; als Wolfgang herangeritten kam, war eben der eine Vogel nahe daran, das Körnlein mit seinem Schnabel zu fassen, als des Ritters Pferd mit einem Vordersuße darauf trat und es so tief in den Sand drückte, daß keiner der Vögel es herausholen konnte.

„Hast's gut gemacht, mein Rößlein, hast's gut gemacht!" hörte Wolfgang sagen; „nun haben sie es Beide nicht, nun wird auch wieder Frieden werden!"

Es war dieselbe Stimme, welche Wolfgang gestern gehört und als er um sich sah, stand die Sybille vor ihrer Thür, lachte und klatschte in die Hände. Wolfgang achtete ihrer nicht, ritt vorbei und nach Hause.

Hatte am vorigen Tage der Vorfall mit den Enten ihm so viel zu denken gegeben, so konnte er heut, wo sich Aehnliches wiederholt hatte, gar nicht aus dem Nachsinnen kommen; fortwährend tönten ihm die Worte der Alten in die Ohren: „Nun haben sie es Beide nicht, nun wird auch wieder Frieden werden!" —

Am dritten Morgen, als Wolfgang sich eben zu einem Ritt gerüstet hatte, trat Herrmann zu ihm und sagte:

„Laß uns mitsammen reiten, Bruder; ich will hinüber zu

meiner Braut, ihr einen Morgengruß zu sagen: begleite mich, Bertha wird auch Dich gern bei sich sehen."

Wolfgang war dies zufrieden, er wartete, bis sein Bruder bereit war, dann ritten sie miteinander fort. Unterwegs sprachen sie viel mit einander, denn Herrmann war heiter und guter Dinge, und auch Wolfgang zeigte sich, wenn auch ernst, doch weniger düster, als in den letzten Tagen. Als sie aber am Fuße der Burg angekommen waren, da trübte sich wieder sein Blick und er sagte zu Herrmann:

„Reite Du voran zu Deiner Braut, ich will noch ein Wenig im Felde umher reiten und die frische Morgenluft genießen."

In Wahrheit aber war es ihm nur darum zu thun, daß er dem Kosen nicht beiwohnen müsse, wenn Bertha ihren Bräutigam empfing. Herrmann war es zufrieden und ritt allein den Berg hinauf, Wolfgang aber wandte sich nach dem Felde.

Nachdem er eine Weile hin und her geritten war, lenkte er nach der Burg ein; kaum aber hatte er die halbe Höhe des Berges erreicht, da sah er, empor blickend, wie Bertha und Herrmann auf dem Söller standen, der Letztere hatte die Braut um den Leib gefaßt und sie sah ihm freundlich in die Augen. Voll Grimm wendete Wolfgang sein Pferd, jagte den Berg wieder hinunter, durch das Dorf und bis zu dem dahinter liegenden Walde. Er ritt eine Strecke hinein und hier in dem finstern Dickicht schien ihm erst wieder wohler zu werden.

Er überlegte eben, ob es nicht gerathener sei, wenn er gar nicht nach Bertha's Burg ritte, als er seitwärts einen Bauer sah, der ein hübsches Pferd an einen Baum band; dann nahm er eine schwere Holzart und schlug dem Thiere vor die Stirn, daß es todt niederfiel.

Im Augenblicke darauf ließ sich auch wieder die Stimme der Sybille vernehmen:

„Hast's gut gemacht, mein Bäuerlein! — Nun habt Ihr's Beide nicht, nun wird auch wieder Frieden werden!"

Wolfgang aber rief zornig dem Bauer zu:

„Plagt Dich der Böse, Bauer? — Wie magst Du das schöne Pferd mit der Holzart todt schlagen?"

„Ei, seht, Herr Ritter," antwortete der Bauer, „ich habe

mit meinem Bruder des Vaters ganzes Erbe getheilt; nur das Pferd war noch übrig und Jeder von uns wollte es haben. Weil wir uns nun nicht darum vereinigen konnten, so haben wir darum gelooſt und mein Bruder hat's gewonnen; ich aber konnte es nicht über's Herz bringen, daß er das Pferd allein haben ſolle, da habe ich es denn heimlich aus dem Stall geholt und wie Ihr geſehen, todt geſchlagen. Habe ich es nicht, ſoll er's auch nicht haben, und müßte ich auch am Galgen darum ſterben!"

Darauf ließ der Sybille Stimme ſich wieder hören:

„Haſt's gut gemacht, mein Bäuerlein! — Nun habt Ihr's Pferde nicht, nun wird auch wieder Frieden werden!"

Aergerlich wandte Wolfgang ſich zu der Alten um und ſprach:

„Sag' an, Du Hexe, wie kommt's, daß ich Dich überall finde, wo derlei Dinge geſchehen?"

„Das kommt daher, mein ſchöner Herr Ritter," entgegnete die Sybille dreiſt, „weil ich überall bin, wo man mein bedarf. — O, ich habe wohl ſchon anderen Herren gerathen, als ſolch einfältigem Bauernmann, und ſie haben es mir allezeit Dank gewußt."

Dieſe Worte machten einen ſo ſichtbaren Eindruck auf Wolfgang, daß es der lauernden Sybille nicht entgehen konnte, und immer dreiſter fuhr ſie fort:

„Die armen, dummen Bauern ſtreiten um ein Pferd, — manche große, reiche Herren ſtreiten um ein ſchönes Fräulein, das Jeder gerne haben möchte. Iſt's nicht ganz einerlei: ein Pferd oder eine hübſche Maid? — bekommt es Keiner, ſo iſt der Streit vorbei und es giebt wieder Frieden."

„Weib!" rief Wolfgang, „aus Dir redet ein hölliſcher Geiſt!"

„Mag ſein," entgegnete die Alte grinſend; „doch wenn der Rath gut, iſt's dann nicht gleich, woher er kommt?"

Wolfgang antwortete nicht, langſam wendete er ſein Pferd um und ritt im Schritt dem Ausgange des Waldes zu.

„Der iſt mein, er beißt ſchon an!" murmelte die Sybille für ſich, ging keck neben dem Pferde her und hob wieder laut an:

„Es muß ja nicht immer eine Holzart sein, die ist für die dummen Bauern; für große Herren giebt's wohl andere Mittel, Tränkchen und Pülverchen, so fein, daß kein Doktor behaupten kann, es sei ein Mensch daran verschieden."

„Hebe Dich weg, abscheuliches Weib!" rief Wolfgang entsetzt, „willst Du mich zum Brudermorde verleiten?"

„Ei, bei Leibe!" erwiderte die Alte, „wer wollte solche Todsünde auf sich laden, die nimmermehr vergeben werden kann! — Nein, Brudermord, das ist ein gräßliches Verbrechen; doch wenn zwei Brüder dasselbe Rößlein oder dasselbe Mägdlein haben wollen, und sie kommen in Gefahr, sich darob zu entzweien und zu hassen, statt zu lieben, ist's da nicht besser, wenn ein Dritter kommt und nimmt das Rößlein oder das Mägdlein, daß von den Beiden es Keiner hat und wieder Frieden wird? — Und ist es nicht ganz gleich, wer der Dritte ist, sollte es auch der Tod sein?"

„Du bist ein furchtbares Weib!" versetzte Wolfgang schaudernd; aber er wies die Sybille nicht mehr von sich, sondern nach einer Weile sagte er:

„Sprich, Alte, giebt es ein Pulver oder einen Trank, der Menschen tödtet ohne Schmerz und ohne daß man weiß, woran sie gestorben?"

„Ei, freilich, edler Herr," antwortete die Alte; „wolltet Ihr nur in meine schlechte Hütte treten, da könnt Ihr wählen, wie Ihr es haben wollt." —

Noch einen kurzen Kampf hatte Wolfgang zu bestehen, dann war er gänzlich in des Bösen Klauen: er ließ sich in die Hütte der Sybille führen, empfing von ihr ein Fläschchen mit einer Flüssigkeit, deren richtigen Gebrauch sie ihn lehrte.

„Was verlangst Du dafür?" fragte Wolfgang.

„Gebt mir das goldene Kettlein, daß Ihr um den Hals hängen habt," sprach die Alte schmunzelnd, „Ihr habt den Trank damit nicht zu gut bezahlt."

„Wie?" rief Wolfgang, „die Kette soll ich Dir geben, die mir über Alles theuer und ein Angedenken an meinen Vater ist?" —

Wolfgang wußte nicht, daß man das Verbrechen oft mit

auch mit Kostbarerem bezahlt, als mit einer goldenen Kette, die das Andenken eines geliebten Todten ist. —

„Wollt Ihr den Handel nicht, so gebt mir mein Fläschchen wieder," sagte die Sybille kurz, „und schmückt Euch mit der Kette auf Eures Bruders Hochzeit!"

Da riß Wolfgang die Kette ab, warf sie der Alten hin, steckte das Fläschchen in sein Wamms und sprengte in raschem Trabe nach Bertha's Burg hinauf.

Bertha und Herrmann kamen ihm liebreich entgegen und da die Erstere meinte, er werde hungrig und durstig sein von dem langen Morgenritt, so bereitete sie schnell einen Imbiß und ließ eine Kanne guten Weines herauf bringen. Als sie ihm nun einen Becher voll geschenkt hatte, sprach Wolfgang:

„Ich wäre wohl noch nicht eingekehrt bei Euch, denn es behagte mir im Walde; aber es schien mir, als ziehe ein Gewitter herauf; seht doch einmal: ist's nicht so?"

Und während Bertha und Herrmann aus dem Fenster sahen, goß Wolfgang schnell das Fläschchen in den Becher aus.

„Ihr habt Euch wohl getäuscht," sagte Bertha, sich wieder umwendend, „der Himmel ist blau und klar, es war gewiß nur eine einzelne dunkle Wolke, die Euch ein Gewitter vermuthen ließ. Doch ist's recht gut, sie hat Euch wenigstens uns zugeführt."

„Ihr habt gewünscht, daß ich Euch Bruder sei," hob Wolfgang wieder an, indem er auf den Becher deutete, — „so kredenzt mir denn diesen Wein, trinkt mir zu auf rechte Bruder- und Schwesterliebe zwischen uns!"

Ohne Arg nahm Bertha den Becher an die Lippen, that nach Wolfgang's Begehren und reichte ihm dann denselben; Wolfgang ließ wie von ungefähr den Becher seiner Hand entgleiten, daß er zur Erde fiel und der Wein verschüttet wurde.

Bertha erschrak; wie im Vorgefühl des Unglücks sagte sie:

„Sollte das ein schlimmes Zeichen sein, daß Ihr den Wein verschüttet, mein Bruder, den ich Euch zugetrunken habe?"

„Wer wird an solche Dinge glauben?" versetzte Wolfgang, indem er den Becher von der Erde aufhob; „ein Zufall war's und meine Ungeschicklichkeit: sonst Nichts."

Dabei füllte er sich selbst den Becher wieder und trank ihn aus. —

Einige Tage nach diesem Vorgange begann Bertha eine ungewöhnliche Mattigkeit zu spüren, ohne daß sie sich eigentlich krank fühlte; sie verschwieg dies deshalb Herrmann, der sonach keine Ahnung davon hatte, wie bald ihm seine Braut entrissen werden sollte. Um so schrecklicher traf es ihn daher, als eines Morgens plötzlich ein Bote von der Burg Bertha's erschien, welcher meldete, daß sie in der Nacht verschieden sei.

Auch Wolfgang bebte zusammen, als die Nachricht eintraf, und als er des Bruders Klagen hörte, als er den tiefen Schmerz in dessen Gesicht las, da regte sich mächtig die Reue über eine That, die jetzt nicht mehr ungeschehen gemacht werden konnte.

Bertha war nun todt, den beiden Brüdern von Reichenfels war nach dem frühern Vertrage mit Bertha's Vater die Hälfte seines Erbes zugefallen, die andere Hälfte hatte nach dem Willen der Verstorbenen das Kloster erhalten, in welchem sie auf ihren Wunsch begraben worden war. Das Vermögen der beiden Brüder war dadurch ansehnlich vermehrt worden, was sie jedoch wenig beachteten, da sie bereits reich genug waren.

Herrmann hatte nicht die entfernteste Ahnung davon, daß er seiner Braut beraubt worden durch eine von seinem Bruder verübte Schandthat. Wolfgang aber, den sein Gewissen unaufhörlich daran mahnte, was er begangen, glaubte dessen ungeachtet in jedem Worte, welches Herrmann sprach, eine Anklage zu hören, jeder Blick, welchen sein Bruder auf ihn heftete, schien ihm zu sagen: „Du bist ein Mörder!"

Dadurch aber wurde Wolfgang finster gestimmt, sein Gemüth verdüsterte sich mehr und mehr, und bald gesellte sich zu seiner Gewissenspein ein Argwohn, der nicht selten bei Denjenigen ist, die selbst den Weg des Verbrechens nicht gescheut, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Wolfgang hatte durch einen schwarzen Mord den Gegenstand der gemeinsamen Wünsche der

Bruder aus dem Wege geschafft, jetzt fragte er sich oft selbst: „Wie, wenn Herrmann auf dieselbe Weise sich Deiner entledigte? — Was seines Lebens Glück werden sollte, ist ihm genommen; wenn er nun Entschädigung dafür in Glanz und Reichthum suchte? wenn er sein Verlangen darauf richtete, allein zu besitzen, was uns jetzt Beiden gehört? — Kann nicht auch er ein geheimes Mittel finden, mich aus dem Wege zu schaffen, wie mir ein solches geboten wurde, um ihm Bertha zu entreißen?“ —

So gebiert das Verbrechen Gewissensangst, Furcht, Mißtrauen und endlich — neue Verbrechen! —

Haben die Gedanken sich einmal auf irgend einen Gegenstand gerichtet, so glaubt der in seiner eigenen Idee Befangene überall die Bestätigung der Richtigkeit derselben zu finden; er sieht dieselbe in den zufälligsten, geringfügigsten Dingen. — Dies war auch Wolfgang's Fall; nachdem er sich erst eingeredet, Herrmann könne, wenn er allein Herr der reichen gemeinschaftlichen Besitzungen würde, leichter den Verlust verschmerzen, welcher ihn jetzt so tief beugte, so sah und hörte er überall des Bruders Streben nach alleiniger Herrschaft neben dem Gelüst, sich für die an Bertha und ihm begangene That zu rächen. Jeder, wenn noch so unbedeutende Befehl, den Herrmann den Bergleuten ertheilte, klang Wolfgang wie das Gebot eines Herrn, der keinen Mitbesitzer neben sich anerkennt.

Herrmann dagegen war durch den Schmerz, in welchen der Verlust seiner Braut ihn versetzt hatte, in eine Gemüthsstimmung versetzt worden, die ihn leicht reizbar machte. Da er, wie bereits gesagt worden, nicht den leisesten Verdacht gegen seinen Bruder hegte, so konnte er demselben natürlich auch niemals Etwas sagen, das Wolfgang als eine versteckte Beschuldigung aufnehmen durfte; um so mehr wurde er aber auch verletzt, wenn Wolfgang irgend einer durchaus unabsichtlichen Aeußerung einen ganz andern Sinn unterlegte, und er antwortete dann wohl mit einer Schärfe, die ihm sonst fremd gewesen.

So bildete sich zwischen den beiden Brüdern ein gespanntes, drückendes Verhältniß, dem nur noch ein leiser Anstoß fehlte, um in ein feindseliges überzugehen.

Der Anstoß ließ leider nicht auf sich warten. — Der Kaiser hatte seine Lehnsmänner, zu denen auch die Ritter von Reichenfels gehörten, aufgeboten zu einem Zuge gegen einige rebellische Fürsten, die sich gegen die kaiserliche Oberhoheit aufgelehnt. Herrmann hörte freudig den Aufruf, er hoffte im Waffenlärm seinen düstern Gram zu zerstreuen; auch Wolfgang zog gern in den Kampf, um dort vielleicht den ihn quälenden Gedanken für einige Zeit zu entrinnen.

Die beiden Brüder kamen bei dem kaiserlichen Heere an, und Jeder fand Gelegenheit, sich hervorzuthun; Beider Name wurde mit Achtung von den Freunden genannt, von den Feinden gefürchtet, doch wurde Keiner besonders hervorgehoben. Schon war es, als wollten hier im Waffengetümmel, fern von der Heimath und den Umgebungen, welche den Einen an seinen Schmerz, den Andern an seine Schuld erinnerten, die Brüder sich wieder mehr nähern, als ein dazwischentretendes Ereigniß sie mehr als je entzweite.

Manchen siegreichen Strauß hatten sie in diesem Feldzuge gemeinschaftlich bestanden, als Herrmann einst mit einem Heerhaufen weiter entsendet wurde, um dem Feinde den erwarteten Zuzug abzuschneiden. Während Jener entfernt war, erhielt auch Wolfgang einen Auftrag, dessen glückliche Ausführung dem Feldzuge eine sehr günstige Wendung geben, ihn vielleicht beendigen konnte; zugleich war für Den, der den glücklichen Schlag ausführte, hohe Ehre zu gewinnen.

Wolfgang war hoch erfreut, daß der Oberfeldherr gerade ihn ausersehen, er fühlte sich um so mehr geehrt, als die Ausführung schwierig und gefährlich war. Muthig ging er daran; unvorhergesehene Hindernisse aber hielten ihn mit seinem Heerhaufen unterwegs auf, und als er den Ort erreichte, welcher der Schauplatz einer außerordentlichen That werden sollte, da war die Arbeit schon geschehen.

Schneller, als er geglaubt, hatte Herrmann, was ihm obgelegen, vollbracht; der Haufe, welcher den Rebellen zur Hülfe herangezogen, war in einem heißen Gefecht geschlagen und zerstreut worden, fröhlich kehrten die Sieger zurück. Da stießen sie auf dem Rückwege auf jene Schaar, aus den vorzüglichsten

Streitern der Rebellen bestehend, zu deren Vernichtung Wolf- [illegible], ohne daß Herrmann es wußte, ausgesendet war. Ob- [illegible] der Feind alle Vortheile für sich hatte, da er an Zahl Herrmann's von dem kaum beendeten Kampfe ermüdeten Strei- [illegible] weit überlegen war und sich in einer vortheilhaften Stel- [illegible] befand, so zögerte Herrmann dennoch nicht, ihn anzugrei- fen. Ein wüthendes Gefecht, bei welchem von beiden Seiten hartnäckig und mit Tapferkeit gestritten wurde, entspann sich; [illegible] begannen Herrmann's erschöpfte Leute der Uebermacht zu [illegible], da feuerte sein Zuruf sie noch ein Mal an, sie ließen [illegible] von ihm vorwärts führen und warfen sich mit der letzten Anstrengung auf den Feind.

Herrmann war beständig voran, unaufhaltsam drang er in die feindlichen Reihen, mit dem guten Schwerte sich Bahn bre- chend; aber auch sein Arm erlahmte endlich, und als einer der [illegible]chen Führer sich mit frischer Kraft ihm gegenüber stellte, [illegible]te Herrmann die seinige bereits schwinden. Noch vertheidigte er sich wacker, obgleich er bald ringsum eingeschlossen war; da aber traf von der Seite ein Lanzenstoß seinen Arm, [illegible] er die Hand mit dem Schwerte sinken ließ, und in [illegible]selben Augenblicke blitzte auch das Schwert seines Haupt- [illegible]ers Verderben drohend über seinem Haupte. Als jedoch [illegible] der tödtliche Streich niederfallen sollte, da flatterte ein [illegible] Schleier zwischen Herrmann und seinem Gegner herab, des Letzteren Pferd scheute, bäumte sich und warf seinen Rei- [illegible]llings herab; Herrmann aber brach sich durch die Uebri- [illegible] Bahn: er war gerettet und der Sieg entschieden. —

In dem Augenblicke, wo der Schleier, welcher Herrmann [illegible]ung gebracht, sichtbar wurde, war es diesem auch gewesen, [illegible] habe er flüchtig Bertha's Gestalt, doch nur wie ein leichtes Wolkengebilde und von einem überirdischen Lichte umgeben, ge- sehen. Als er jetzt an der Spitze der Seinen, die mit Sieges- [illegible] hinter ihm herzogen, dahin ritt, dachte er darüber nach, wie nahe er dem Untergange gewesen, und wie wunderbar er [illegible] worden.

„So habe ich Dich doch nicht verloren, meine Bertha!“

sprach er vor sich hin; „als Schutzgeist umschwebst Du mich, vom Himmel mir gesendet im Augenblicke der Gefahr!“ —

Dieser Gedanke ließ ihn alles Leid vergessen und im heißen Dankgebet pries er den Himmel, daß er der verklärten Braut gestattet, sich ihm zu nahen. —

Finster hörte Wolfgang, als er mit dem Bruder unterwegs zusammen traf, was geschehen. Nur mühsam bezwang er sich so weit, daß er seinem Unmuth nicht laut Worte lieh darüber, daß Herrmann, wenn auch ohne es zu wissen, ihm auch hier zuvorgekommen war und ihn um eine Gelegenheit gebracht hatte, sich Siegesruhm zu erwerben; im Stillen aber grollte er um so bitterer.

„Muß er denn überall mir in den Weg treten?“ knirschte er; „muß er mich denn um Alles bringen, wonach mein Herz verlangt?“ —

So zeigte seine Kurzsichtigkeit ihm überall den Bruder als Feind, und doch war dieser jedes Mal unschuldig daran, wenn durch eine Verkettung äußerer Umstände ihm zufiel, was ursprünglich Wolfgang zugedacht war; so war es damals mit Bertha gewesen, so war es jetzt wieder mit dem Ruhmeskranze, den Herrmann seinem Bruder einzig in dem Bestreben entrissen, der Sache förderlich zu sein, welcher Beide dienten. —

Wolfgang's heimlicher Grimm stieg, als Herrmann bei seiner Rückkehr von dem Oberfeldherrn mit der höchsten Auszeichnung empfangen wurde, und als dieser dem glücklichen Sieger im Namen des Kaisers eine goldene Ehrenkette umhing, da legte sich die Schlange des Neides wie eine eiserne Kette um Wolfgang's Brust und preßte sie so gewaltig zusammen, daß sie zu eng wurde, um neben dem tiefen Groll noch den kleinsten Raum für brüderliches Gefühl zu behalten.

Freudevoll hatte ihm Herrmann Bertha's Erscheinung erzählt; Wolfgang sah darin einen neuen Grund, ihn für ungerecht bevorzugt zu halten, und um seiner Bitterkeit wenigstens einigermaßen Luft zu machen, behauptete er, Herrmann habe sich von seiner erhitzten Einbildungskraft täuschen lassen, Bertha sei todt und habe auf der Erde Nichts mehr zu thun.

Herrmann war, seit ihm Bertha erschienen, wie umgewan-

Gen. Sanft und still trug er mit Geduld des Bruders finstere Laune. Sein brennender Schmerz war gewichen, mit ihm auch jene Reizbarkeit, die ihn vorher oft Wolfgang in dem Tone antworten ließ, in welchem dieser ihn anredete.

Die Brüder waren nun wieder auf die väterliche Burg zurückgekehrt. — Hatte Wolfgang zuerst darüber gespottet, daß die ermordete Bertha seinem Bruder erschienen sein sollte, so kam bei ruhiger Ueberlegung jetzt der Gedanke über ihn: Wie, wenn Herrmann sich doch nicht getäuscht, wenn sie öfter ihm nahte, ihm offenbarte, daß ich ihr Mörder bin? —

Nach und nach beunruhigte ihn dieser Gedanke immer mehr, er konnte keinen Frieden finden, so oft Herrmann den Mund öffnete, glaubte Wolfgang, jetzt werde Jener mit seiner Anklage hervortreten.

Unaufhörlich fühlte Wolfgang sich von diesem Gedanken gequält; wie das Bewußtsein seiner Schuld ihn überall verfolgte, so verließ auch die Furcht ihn nicht, sein schwarzes Verbrechen werde endlich entdeckt werden. Statt aber eben jenes Schuldbewußtsein ihn hätte zu aufrichtiger Reue führen, ihn milder stimmen und umgänglicher machen sollen, wurde er von Tag zu Tag unwirrscher und widerwärtiger, so daß Herrmann's ganze Geduld dazu gehörte, des Bruders verkehrte Laune zu ertragen.

Wir wissen bereits, daß Wolfgang schon früher die Idee gefaßt hatte, es könne Herrmann danach trachten, allein zu besitzen, was beiden Brüdern gehörte. Dieses Verlangen, welches er damals bei dem Bruder vorausgesetzt, erwachte jetzt plötzlich in seiner eigenen Brust, und wenn er es gleich erst selber sich nicht gestehen mochte, so wuchs es endlich zu einer nicht zu bezwingenden Heftigkeit an.

Noch schauderte er zwar vor einem neuen Verbrechen zurück; aber immer lebhafter wurde der Gedanke in ihm, das Schicksal sei ihm Entschädigung dafür schuldig, daß es seinen Bruder auf jede Weise bevorzugt, und habe er so lange hin-

ter diesem zurückstehen müssen, so wolle er jetzt schadlos gehalten sein durch Reichthum und Macht.

In Betrachtungen über diesen Gegenstand, der ihn jetzt unausgesetzt beschäftigte, versenkt, ritt Wolfgang eines Tages hinaus zur Jagd; auch selbst diese vermochte ihn nicht zu zerstreuen und seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, er hing ihnen noch nach, als er den Wald verließ, und um ungestört darin zu sein, wandte er sich nicht nach Hause, sondern schlug einen selten betretenen Weg ein.

Unvermerkt kam er in die Nähe der Burg, wo Bertha gelebt; der Anblick derselben mahnte ihn an sein Verbrechen, aber statt ihn Reue hätte ergreifen sollen, gab er vielmehr seinem Bruder die Schuld daran, und in jener sträflichen Verblendung, die den Schuldigen so gern die Ursache der begangenen bösen That auf Andere, statt auf die eigene böse Neigung, wälzen läßt, sprach er für sich:

„Könnten wir jetzt nicht Alle glücklich sein? könnte ich nicht friedlich an Bertha's Seite leben, wenn Herrmann mir nicht störend in den Weg getreten wäre? — Nimmermehr würde ich zum Mörder geworden sein, wäre er nicht gewesen; er hat mich dazu gemacht, indem er sich zwischen mich und Bertha drängte, er hat ihr das Leben, mir den Frieden geraubt!“

Während dieses Selbstgespräches war er in das Dorf gekommen, wo er sich aus dem Hause der Sybille den Gifttrank für Bertha geholt. Hier störte ein lauter Lärmen ihn aus seinen Betrachtungen auf; als er aufsah, gewahrte er in der Thür eines Bauerngehöftes zwei Hähne, die wüthend einander anfielen und mit Erbitterung kämpften.

Unwillkürlich hielt Wolfgang sein Pferd an und sah dem Streite der Thiere zu; die Hähne ließen nicht von einander ab, bis einer von ihnen unterlag und todt niederfiel.

Kaum war der Kampf beendet, so sah Wolfgang die Sybille neben sich stehen.

„So,“ sagte sie mit ihrer krächzenden Stimme, „jetzt wird Ruhe werden. Zwei Hähne taugen nicht im Hause; Jeder von ihnen will Herr sein, und am Ende ist es doch Keiner, so lange er den Andern noch neben sich hat!“

Wolfgang that, als höre er der Alten Rede nicht; er wandte ihr den Rücken, denn ihm graute vor dem scheußlichen Weibe, und ritt rasch von dannen. Die Sybille aber sah ihm höhnlachend nach und sagte:

„Bist mir doch sicher, mein schöner Ritterésmann: hast Dich mir ein Mal ergeben, kommst mir auch öfter wieder!“ —

Und leider hatte sie nur zu sehr Recht. Wolfgang ritt nach Hause, aber er konnte eben so wenig den Kampf der beiden Hähne, wie die Worte der Sybille vergessen, beständig klangen sie ihm in die Ohren, und wie er jetzt gewohnt war, alles auf sich und seinen Bruder zu beziehen, so deutete er auch jenes Ereigniß, das er sonst kaum beachtet haben würde, auf seine Weise.

In dieser Stimmung nahm er wahr, daß ein Befehl, den er am Morgen gegeben hatte, nicht ausgeführt war; als er die Knechte zur Rede stellte, sagte man ihm, sein Bruder habe das Entgegengesetzte angeordnet.

„Die Alte hat Recht!“ sprach Wolfgang finster, „Jeder will Herr sein, und Keiner ist es, so lange er den Andern neben sich hat!“

Er ging zu Herrmann und verwies diesem mit Ungestüm, daß er seine Anordnung geändert; Herrmann blieb lange gelassen, als aber Wolfgang immer hitziger wurde und in maaßlosen Ausdrücken seiner Heftigkeit freien Lauf ließ, da wurde auch Jener warm, und es entstand ein Wortwechsel, bei welchem von beiden Seiten die Worte nicht abgewägt wurden.

In der Hitze des Streites vergaß Wolfgang sich so weit, daß er den Bruder mit beleidigenden Schimpfnamen belegte; da ließ auch Herrmann sich hinreißen: zum höchsten Zorn gereizt, griff er eben nach einem Dolche und wollte auf Wolfgang eindringen, da streckten zwei Hände sich ihm abwehrend entgegen und Bertha's Gesicht stand mit bittender Geberde Herrmann gegenüber.

Sogleich warf dieser den Dolch weit von sich, und als Wolfgang ihn mit sichtbarem Erstaunen ansah, sprach er:

„Sie hat Dich beschützt und mich vor einer unbedachten That bewahrt, die ich bald schwer bereut haben würde!“

„Wer?“ fragte Wolfgang spottend.

„Bertha, mein guter Engel!“ entgegnete Herrmann. „Sie ist mir erschienen und hat meinen Arm zurückgehalten.“

Wolfgang lachte hell auf. — „In Deinem Kopfe muß es wunderlich aussehen,“ spottete er, „daß Du so viel mit den Todten verkehrst!“ —

In der That aber suchte er unter diesem Spott nur seinen Schrecken zu verbergen, denn er fing selbst an, daran zu glauben, daß Bertha sich Herrmann schützend nahe, und lebhafter als je stieg ihm die Befürchtung auf, Jener werde durch sie die Ursache ihres Todes erfahren. —

„Es muß enden!“ so fuhr er aus seinen Betrachtungen auf; „ich will diesen Zustand nicht ertragen, will nicht länger zwischen Furcht und Groll umhergeworfen sein. Mag sie versuchen, ihn zu schützen, ich werde das Meinige thun, mich seiner zu entledigen, bevor das Aeußerste geschieht, bevor ich als entlarvter Mörder vor ihm stehen muß. — Zwei Hähne taugen nicht in einem Hause; Jeder will Herr sein, und doch ist es Keiner, so lange er den Andern neben sich hat!“

. . . . . .

Ueber Nacht war Wolfgang's Entschluß zur Reife gediehen. Früh ließ er sich sein Pferd satteln und ritt in raschem Trabe zum Burgthore hinaus. Als er aber über die Brücke wollte, da stand plötzlich sein Pferd unbeweglich und zitternd still, mitten auf der Brücke aber sah Wolfgang eine weiße Gestalt sich erheben, in deren Gesicht er deutlich Bertha's Züge erkannte. Mit hoch erhobener Hand winkte sie ihm, umzukehren, ernst und warnend hielt sie das Auge auf ihn gerichtet, daß Wolfgang sich von Schauer ergriffen fühlte. Er wagte nicht, sein Pferd, das noch immer wie angewurzelt stand, vorwärts zu treiben, ja, beinahe entschloß er sich zur Umkehr.

Kaum aber war die warnende Gestalt wieder in Nebel zerronnen, da schalt er sich selbst einen Thoren, der sich durch ein Sinnenblendwerk täuschen, und einen Feigling, der sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege aufhalten lasse, er setzte dem Rosse die Sporen ein und in mächtigen Sätzen sprengte er über die Brücke.

Wild sagte er vorwärts; plötzlich scheute sich sein Roß wieder und wich zurück: Wolfgang war eben um eine Ecke gezogen und befand sich an einer Stelle, von der zwei Wege ausliefen; der eine führte zu dem Kloster, das mit seiner Kirche, in welcher Bertha begraben, auf einem Berge lag und weithin sichtbar war, der andere zu dem Dorfe, in welchem die Sybille wohnte. An dieser Stelle aber stand wieder Bertha, sah Wolfgang mit einem traurigen Blicke an und deutete mit der Rechten auf den Weg, der zur Kirche leitete.

Abermals stutzte Wolfgang, er kämpfte mit sich, ob er seinen Weg fortsetzen solle oder nicht; sobald aber die Warnerin verschwunden war, trieb der Dämon in seiner Brust ihn vorwärts, in rasendem Jagen flog er den Weg hinab.

Sein Pferd war mit Schweiß bedeckt, als er in dem Wohnorte der Sybille ankam; Wolfgang wandte sich nach ihrem Hause, sprang vor der Thür vom Pferde und wollte hinein.

Zum dritten Male stand hier Bertha's Erscheinung vor ihm; sie hatte beide Arme ausgebreitet, als wolle sie den Eingang wehren, und in ihrem Gesicht war die höchste Angst zu lesen.

Wolfgang wich zurück, schon rief eine Stimme in der Brust ihm zu: „Achte der Warnung, die der Himmel Dir sendet! kehre um, ehe es zu spät ist!" — aber da steckte die Sybille ihren häßlichen Kopf zum Fenster hinaus und sagte:

„Tretet herein in mein Haus, schöner Ritter: ich kann Euch dienen mit Allem, was Euer Herz begehrt!"

Diese Worte erinnerten Wolfgang an den Zweck seines Hierseins, er drückte die Augen zu, damit er die Gestalt der Zauberin nicht sehe — und ging in das Haus.

In dem Augenblicke, wo sein Fuß die Schwelle überschritt, war es ihm, als klinge ein tiefer Seufzer an sein Ohr; doch Wolfgang kehrte sich an Nichts mehr, mit festem Schritt ging er der Sybille entgegen, die ihn mit grinsender Freundlichkeit empfing.

„Was ist Euer Begehr, mein edler Herr?" fragte sie, ihn in ihre Stube führend.

„Du sagtest gestern, zwei Hähne taugen nicht in einem

Hause," sprach Wolfgang, „und ich habe erkannt, daß Deine Meinung richtig ist. — Jeder will Herr sein, und Keiner ist es, so lange er den Andern neben sich hat, — so sagtest Du. — Wohlan! ich will allein Herr sein, will Keinen mehr neben mir haben, — und dazu sollst Du mir helfen."

„Nichts Schwereres ist es?" versetzte die Alte mit boshaftem Lächeln. „Ein Kleines ist es ja, den Andern zu entfernen. — Ja, ja, fort muß er, wenn Ihr Herr sein wollt, und Herr müßt Ihr sein, um froh zu werden."

Sie langte aus einem Schranke, wie damals, ein Fläschchen, reichte es Wolfgang und fuhr fort:

„Nur ein Paar Tröpflein aus diesem Fläschchen in einen Becher Weines — und Ihr seid Herr, mein schöner Ritter."

„Fordere Deinen Lohn, Alte," sprach Wolfgang, indem er das Fläschchen nahm.

„Ihr habt da ein Ringlein am Finger," hob die Alte lauernd an; „ist es gleich nicht von großem Werthe, so will ich mich doch daran genügen lassen."

„Den Ring gebe ich nicht!" entgegnete Wolfgang; „unschätzbar ist er mir, denn meine Mutter trug ihn noch in der Todesstunde und sterbend hat sie ihn mir gegeben!"

„So behaltet Ihr den Ring und ich behalte mein Fläschchen," sagte die Alte. „Der andere Herr mag sich freuen, daß er zu allem Erbe auch noch den Ring bekommt, wenn Ihr hinüber seid!"

Wolfgang war besiegt, er zog den Ring vom Finger, schleuderte ihn weit fort — und hatte abermals um ein Verbrechen hingeworfen, was ihm so lange theuer gewesen. —

Als er nach Hause zurückgekehrt war, kam Herrmann ihm entgegen.

„Bruder," sprach dieser weich, „hast Du den Groll draußen gelassen, oder bringst Du ihn wieder heim? — Wir haben gestern einen bösen Streit gehabt, und hatten wohl Beide Unrecht. Laß uns wieder versöhnt sein und friedlich leben, wie Brüder leben sollen."

Dabei reichte er Wolfgang die Hand hin.

Dieser fühlte sich wunderbar ergriffen von des Bruders Worten, wie höllisches Feuer brannte das Fläschchen, welches er in sein Wamms gesteckt hatte, ihm auf der Brust, — schon fühlte er eine Regung, die ihn trieb, das unheilvolle Gebräu hervorzuziehen und das Glas auf dem Steinboden zu zerschmettern: — da flog neben ihm mit lautem Geräusch ein Hahn auf, Wolfgang zieh sich der Schwäche und kämpfte mit Gewalt das bessere Gefühl nieder.

Zugleich aber beschloß er auch, des Bruders versöhnliche Stimmung für seinen höllischen Zweck zu benutzen; darum schlug er in die dargebotene Hand ein und antwortete, sich zu einem freundlichen Gesicht zwingend:

„Es freut mich, daß Du solche friedliche Gesinnungen hegst. Auch mir ist es leid, daß wir so hart aneinander geriethen, und gern nehme ich die Hand zur Versöhnung an. Laß uns denn darauf gehen, bei einem Becher guten Weines die brüderliche Freundschaft erneuern und uns geloben, daß fortan Frieden zwischen uns walten soll."

Das war Herrmann gern zufrieden; Arm in Arm begaben die Brüder sich in Wolfgang's Gemach, der sofort Wein und Becher bringen ließ, sie stießen an und tranken auf brüderliche Liebe, Frieden und Eintracht, — und während Herrmann sich der Freude über die Versöhnung hingab, träufelte Wolfgang das Gift in des arglosen Bruders Becher.

„Jetzt laß uns noch ein Mal anstoßen!" rief Wolfgang, um Muth zu seiner Schandthat zu gewinnen, sich einen Rausch getrunken hatte, „und dann ist's genug; ich fühle, wie mir der Wein bereits zu Kopfe gestiegen."

Herrmann hob den Becher auf, aber in dem Augenblicke, wo er, nachdem er mit Wolfgang angestoßen, ihn an die Lippen führen wollte, sah er Bertha sich gegenüberstehen, die mit angstvoller Geberde ihm winkte, er solle nicht trinken.

„Was ist Dir, Bruder?" fragte Wolfgang, als er Herrmann unbeweglich sitzen sah.

„Dort steht Bertha!" antwortete Herrmann; „sie winkt mir warnend zu."

„Du bist berauscht und siehst Gespenster!" versetzte Wolf-

gang. „Trink' aus und dann laß uns aufhören: wir haben Beide genug!"

Aber die Erscheinung vor Herrmann's Augen wich nicht von der Stelle, immer flehender wurde ihre Geberde, Herrmann streckte die Arme nach ihr aus, und dabei entfiel der Becher seiner Hand.

So wie der Becher zur Erde fiel, war die Erscheinung verschwunden; als aber Herrmann von ungefähr den Blick auf den Fußboden richtete, gewahrte er, wie derselbe von dem aus dem Becher geflossenen Wein schwarz gefärbt wurde.

„Was ist Das?" rief Herrmann, „der Wein verbrennt den Boden, wie Feuer!"

„Gift ist darin!" rief Wolfgang, den der Rausch alle Mäßigung vergessen und zum Verräther seiner eigenen Schandthat werden ließ. „Es mußte Einer aus dem Wege, sollte Frieden werden zwischen uns!"

„Wie?" rief Herrmann, mehr schmerzlich, als im Zorn; „da ich eben Dir die Hand geboten, trachtest Du nach meinem Leben, und in demselben Wein, von welchem wir auf brüderliche Eintracht getrunken haben, reichst Du mir den Tod?"

„Wir können länger Beide hier nicht hausen," sprach Wolfgang finster. „Ein Herr nur darf hier sein, und da Du so lange in Allem vor mir begünstigt wurdest, so will auch ich endlich meine Rechte an das Leben geltend machen."

„Und dazu wählst Du feigen Meuchelmord?" fragte Herrmann empört. „Im Finstern schleichst Du, um Deinen Zweck zu erreichen? — O pfui! bis hierher haben die Ritter von Reichenfels noch stets im offenen Kampf nach Dem gestrebt, was sie gewollt; Du bist der Erste, der feig den Streich hinterrücks führt, der ihm zum Ziele helfen soll. — O, schäme Dich, Wolfgang, schäme Dich!"

„Du sprichst von offenem Kampf," nahm Wolfgang wieder das Wort; „wohlan! so laß uns denn kämpfen um die Herrschaft hier; doch einen Kampf auf Leben und Tod, es muß der Eine fallen, damit der Andere unbeschränkter Herr sei."

„Nein," entgegnete Herrmann fest, „ich kämpfe mit dem Bruder nicht. Was unsere Verältern uns hinterlassen, was

Alles dazu erworben, gehört uns gemeinschaftlich und genügt für uns Beide. Willst Du nicht länger mit mir zusammen bleiben, so laß uns theilen, wir wollen uns trennen. Was Du mir bisher gethan, vergebe ich Dir; greifst Du mich ferner an, so muß ich mich vertheidigen."

„Du verweigerst mir den Kampf?" rief Wolfgang schäumend.

„Ich kämpfe mit dem Bruder nicht um vergänglicher Schätze willen," erwiderte Herrmann. „Ich nehme den Theil, der mir gebührt und mir genügt, mich gelüstet nicht danach, das Ganze mein zu nennen."

„Auch dann kämpfest Du nicht mit mir, wenn ich Dir sage, daß ich Bertha getödtet habe, wie ich Dich zu tödten versucht?" —

Da sprang Herrmann, vom Zorn übermannt, auf.

„Du bist Bertha's Mörder?" rief er.

„Ich tödtete sie, damit Du sie nicht besitzest!" antwortete Wolfgang.

„O, Ungeheuer!" sprach Herrmann, „das also war ihr Tod? — Auf! rüste Dich, jetzt will ich mit Dir kämpfen! Gegen den Bruder, um zeitlicher Güter willen, würde ich nimmer das Schwert gezogen haben; den Mörder aber will ich strafen und die unschuldig Gemordete rächen!"

Damit eilte er hinaus, ließ sich die Rüstung anlegen und gürtete sein Schwert um; Wolfgang that ein Gleiches.

. . . . . .

In einem Grunde, eine Strecke von der Burg entfernt, trafen Herrmann und Wolfgang zusammen; der Erstere hatte es hartnäckig verweigert, den Bruderkampf in den Mauern der Burg zu schlagen, wo die Väter geehrt und in Frieden geruht, darum hatte man sich hierher begeben.

Schweigend hatten Herrmann und Wolfgang sich gegenüber gestellt, schon hoben sie die Schwerter, — als plötzlich Bertha's Erscheinung wieder zwischen den Brüdern stand. Die Arme Beider sanken herab, doch nur auf einen Augenblick, gleich darauf rief Herrmann:

„Weiche zurück, Geist meiner gemordeten Braut, damit mein Schwert Dich an dem Mörder räche!"

Da aber ließ zum ersten Male die Erscheinung ihre Stimme hören, sanft und mild, wie sie im Leben gesprochen:

„Lasset ab vom Bruderkampfe! Die Rache ist Gottes allein, dem ich jetzt angehöre."

Wolfgang blieb trotzig, auf sein Schwert gestützt, vor der Erscheinung stehen; Herrmann aber sank auf ein Knie nieder, beugte demuthsvoll das Haupt und sprach:

„Gott sandte Dich, Geist meiner verklärten Braut, mich zu schützen und zu warnen: er sendet Dich jetzt, mir zu gebieten, daß ich abstehe vom Bruderkampfe, — ich gehorche Dir!"

Noch ein Mal ließ Bertha's Stimme sich vernehmen:

„Ich wollte Euch Beide schützen: Dich, Herrmann, wenn Dir Gefahr drohte, wollte ich vor derselben schirmen, — Dich, Wolfgang, wollte ich abmahnen, wenn Du der bösen That entgegen gingst. Du ließest Dich nicht warnen, Du gabst hin, was Dir das Kostbarste gewesen, um Dir die Mittel zum Verbrechen zu erkaufen. O, höre jetzt auf meine Stimme, Wolfgang! Kehre um und gieb der Bösen nicht Gehör, die ihre Lust daran hat, dem Verderben immer neue Opfer zuzuführen. Auch mir gab sie falschen Rath, und daß ich ihm vertraute, mußte ich mit meinem Leben bezahlen. Dir war ich mehr geneigt, als Deinem Bruder, und wäre ich meinem Herzen gefolgt, hätte ich mich nicht irren lassen durch tückischen Rath, ich hätte wohl Dein Herz dem Guten erhalten; Dein Bruder aber, dessen Gemüth besser ist, als das Deine, hätte nicht mit frevelnder Hand Dein Glück zerstört, wie Du es ihm gethan. — Versöhne Gott durch Reue, und dann versöhne auch mit dem Bruder Dich, der Dir vergeben wird, wie ich Dir vergebe!"

Als Wolfgang diese Worte hörte, da schmelz die Rinde, welche Neid und Haß um sein Herz gelegt, er breitete die Arme nach seinem Bruder aus und rief:

„Kannst und willst Du mir vergeben, Herrmann?"

„Ich vergebe Dir, weil sie es will," sprach Herrmann.

Er schloß den Bruder in seine Arme, und die Beiden, welche sich noch eben morden wollten, lagen Brust an Brust.

„Haltet treu den Bruderbund, meidet das Böse, damit ich

wiederzukehren brauche aus jenen himmlischen Gefilden, daß ich auch Euch dort erwarten kann!"

Dies waren Bertha's letzte Worte, dann verschwand sie.

. . . . . .

Am andern Morgen ritt Wolfgang wieder hinaus, nicht aber, um Böses zu brüten, sondern darüber nachzudenken, wie er der Gnade Gottes sich werth mache.

Als er weit in's Feld geritten, da begegnete ihm die Sybille; schon von Weitem nickte sie ihm auf ihre Weise freundlich zu; sie ahnte nichts von Dem, was vorgegangen, denn so sicher glaubte sie Wolfgang in ihren Netzen zu haben, daß sie versäumt hatte, ihren Zauberspiegel um den Ausgang zu befragen. Als Wolfgang nahe zu ihr heran gekommen, fragte sie mit ihrer heiseren Stimme:

„Nun, edler Herr, ist die Herrschaft errungen und fällt mir noch ein besonderer Lohn für mich ab?"

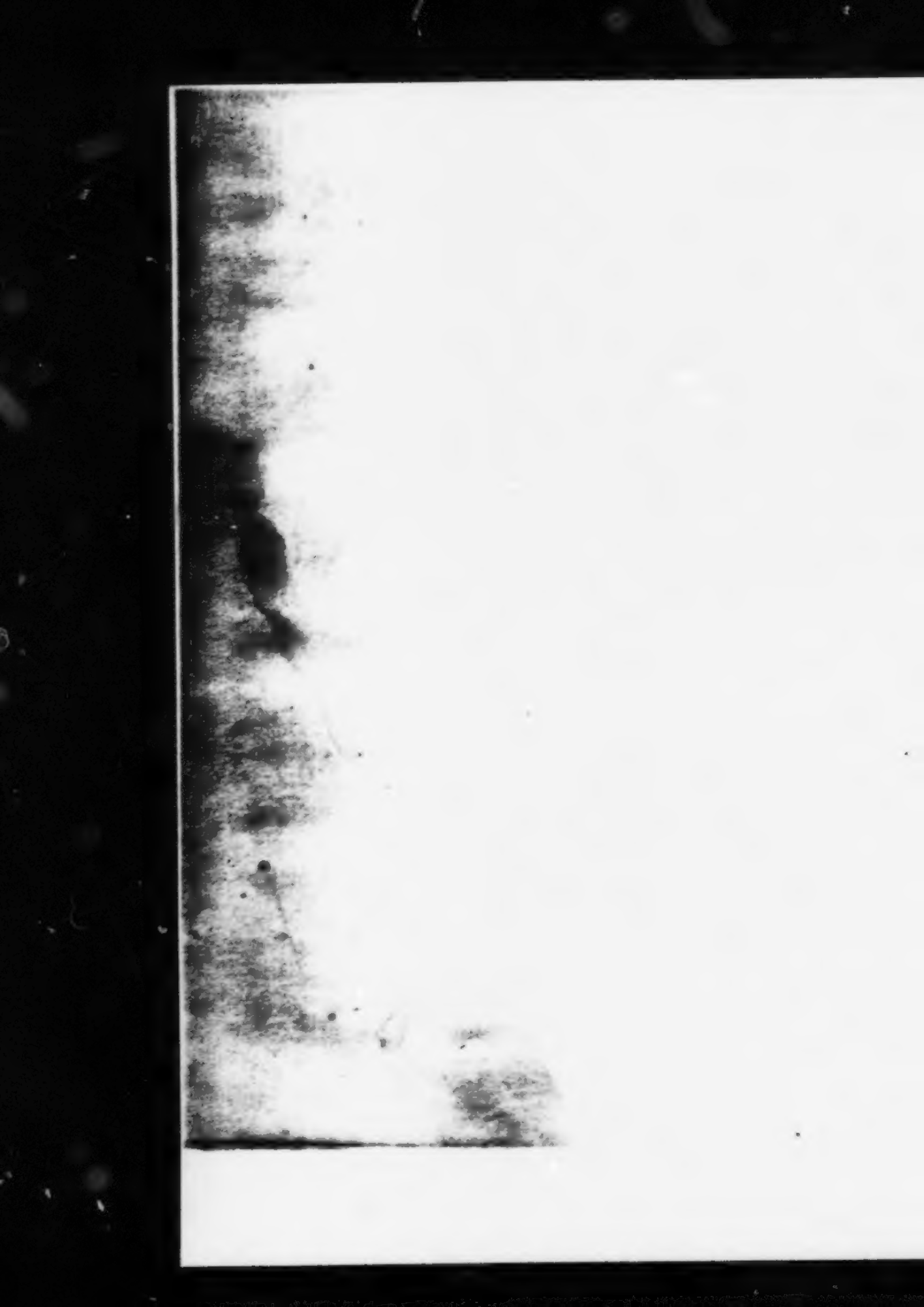
„Ja, Du sollst ihn haben, Deinen wohlverdienten Lohn!" rief Wolfgang, sein Schwert herausreißend. „Fahre zur Hölle, wohin Du gekommen und wohin Du gehörst!" — und mit mächtigen Hiebe trennte er ihr den Kopf vom Rumpfe. —

Es war das letzte Mal gewesen, daß er sein Schwert gebraucht. Zu Hause angekommen, sagte er seinem Bruder, daß er nunmehr das Besitzthum theilen und mit seiner Hälfte aus der Burg ziehen wolle. Herrmann erschrak erst, er meinte, es sei dem Bruder mit der Versöhnung noch nicht Ernst. Bald aber wurde er inne, was Wolfgang vorhatte: dieser erbaute ein Kloster, dessen Bestimmung es war, Arme und Kranke aufzunehmen und zu pflegen; er selbst vertauschte die Rüstung mit dem Klostergewande, um fortan durch gute Thaten seine Schuld zu sühnen und Vergebung derselben zu erlangen.

Herrmann blieb auf seiner Burg; aber auch er strebte nach des Himmels Zufriedenheit, indem er beständig der Schützer der Schwachen, der Vater der Armen blieb.

So wird denn Bertha's Wunsch, die Brüder dort oben wiederzufinden, wohl erfüllt worden sein. —

Röschen.



In einer guten alten Handelsstadt, die eine Menge reicher Kaufleute aufzuweisen hatte, gab es einen Handelsherrn, der reicher war, als alle die Anderen, denn er konnte die harten Thaler in Metzen messen, seine Schiffe befuhren alle Meere, und wenn man sein Wohnhaus, die gefüllten Speicher und die Landhäuser, welche er sich zu seinem Vergnügen hielt, auf einen Fleck zusammen gebracht hätte, so wäre fast eine kleine Stadt heraus gekommen.

Dieser Mann hieß Christoph Neubert. Er stand seines Reichthums wegen in hohen Ehren, Jedermann zog den Hut tief vor ihm ab und sprach mit gewaltigem Respect von ihm: — bei all' Dem aber war sein Glück doch nicht vollkommen.

Herr Neubert hatte sich eine Frau genommen und längere Zeit glücklich und zufrieden mit ihr gelebt; da aber kam der Wunsch, er möchte auch liebe Kinder haben, denen er einst seine Reichthümer hinterlassen könnte; vor Allem wünschte er sich einen Sohn, der seinen Namen fortpflanze. Dieser Wunsch aber blieb lange ganz unerfüllt und wurde Herrn Neubert endlich nur halb erfüllt; seine Hausfrau nämlich gebar ihm zwar nach mehreren Jahren ein Kind, doch war dies ein Mädchen; indessen war er auch damit gern zufrieden.

Frau Neubert war doch erfreut, daß sie ihrem geliebten Manne endlich ein Kindlein geschenkt hatte; sie hütete dasselbe wie ihren Augapfel, damit es ja recht gedeihe, und als es sich hübsch und kräftig ausbildete, da pries sie mit aufrichtigem

Herzen den Himmel, der sie so glücklich gemacht. Das Mädchen erhielt den Namen Seraphine; die Eltern wetteiferten in Liebe für dasselbe, Nichts war ihnen zu theuer, um es an das kleine Wesen zu wenden.

Leider aber vergaßen Beide, daß, wer sein Kind recht liebt, demselben, wo es nöthig ist, auch Ernst und Strenge zeigen muß, damit Geist und Herz zugleich mit dem Körper gedeihen; sie sahen in ihrer großen Liebe nur die Vorzüge Seraphinens, achteten aber nicht auf ihre Unarten, fanden sogar Manches, was sie hätten tadeln sollen, drollig und hübsch, - mit einem Wort: Seraphine wurde verhätschelt, und zu spät sah der Vater ein, daß Vieles bei ihrer ersten Erziehung verfehlt worden sei.

Jetzt wollte er einlenken; aber da stand die Mutter ihm gegenüber, welche ihrem Seraphinchen nicht zu nahe getreten sehen wollte, und um nicht mit seiner sonst so braven Frau Unfrieden zu haben, mußte ihr Herr Neubert den Willen lassen.

Fünf Jahre war Seraphine alt — und schon ein Ausbund von Ungezogenheit; die Dienstleute des Hauses lebten schon mit in beständiger Furcht vor der kleinen Herrin, denn wer ihr nicht unweigerlich in Allem zu Willen war, der hatte schlimme Zeit, sie schlug, biß und kratzte um sich, und hinterher bekam man noch die Mutter auf den Hals, wenn man der Kleinen teuflische Wuth gereizt hatte.

Dem Vater machte diese Wahrnehmung viele Sorgen; er hätte es so gern gesehen, daß Jedermann sein Kind so lieb gehabt, wie er, und doch mußte er selbst sagen, Seraphine sei nicht geeignet, sich Anderer Gunst zu erwerben. —

„Jetzt wird es besser werden!“ sagte Herr Neubert, und auch ihm sagte es Jeder im Hause. — Seine Frau sollte ihm nämlich wieder ein Kindlein schenken, und nun meinten Alle, wenn die Mutter ihre Liebe zwischen Zweien zu theilen hätte, so würde sie dem Vater mehr Einfluß auf Seraphine gestatten. Herr Neubert trug sich außerdem mit der Hoffnung, es würde ihm ein Sohn geboren werden, den er sich im Stillen noch immer wünschte.

Alle aber hatten sich verrechnet: Frau Neubert gebar wieder eine Tochter, — und zwar zum größten Schrecken der

Eltern ein verkrüppeltes Wesen: das arme kleine Geschöpf kam bucklich zur Welt.

Herr Reubert war zwar betrübt darüber, doch liebte er das kleine Wesen darum nicht weniger: es war ja doch sein Kind, Gott hatte es ihm geschenkt, und deshalb war er demselben ein eben so zärtlicher Vater, als wäre es wohlgebildet gewesen.

Anders aber war es mit der Mutter; diese konnte sich gar nicht darüber zufrieden geben, daß sie solch ein Kind geboren, sie sah dasselbe mit grollenden Augen an, und nur der Anblick ihrer äußerlich wohlgebildeten Seraphine konnte sie trösten. An diese hing sie nun um so mehr ihr Herz, das sich gänzlich von dem kleinen Krüppel abwandte.

Die zweitgeborne Tochter war auf den Namen Clotilde getauft worden. Mit tiefer Bekümmerniß gewahrte Herr Reubert die Abneigung der Mutter gegen die arme Kleine, die freilich, was er sich nicht verhehlen konnte, von Tag zu Tage häßlicher wurde, denn zu dem Auswuchs auf ihrem Rücken hatte sie auch ein Gesicht, das auf den ersten Anblick wirklich widerwärtig erschien. —

Zum dritten Male gewann Herr Reubert die Aussicht auf ein Kindlein, wieder hoffte er, es werde ein Knabe ihm in's Haus kommen — und wieder sah er sich getäuscht. Seine Frau gebar das dritte Mägdlein, das aber von so ausgezeichneter Schönheit war, daß die Mutter selber sagte, so schön sei Seraphine nicht einmal.

Alle, die dies hörten, freuten sich, denn nun, meinten sie, werde die Mutter doch der übergroßen Verzärtelung ihrer ältesten Tochter Einhalt thun. Das wäre auch vielleicht geschehen, wenn Frau Reubert nicht kurze Zeit nach der Geburt des dritten Töchterleins, das man Röschen genannt hatte, gestorben wäre. —

Herr Reubert trauerte lange um die Hingeschiedene; sein Hauswesen aber war groß, bei seinen ausgedehnten Geschäften konnte er sich auch nicht genügend um seine Kinder bekümmern, und so gab er nach längerer Zeit dem Zureden seiner Freunde nach und verheirathete sich zum zweiten Male.

Cornelia, so hieß die junge Frau, hatte mit Freuden

willigt, als der reichste Handelsherr der Stadt ihr seine Hand angetragen; sein Reichthum war aber eben auch das Einzige gewesen, das sie dazu vermocht, und so war er ihr übrigens sehr gleichgültig. Noch gleichgültiger aber waren ihr seine Kinder, und als sie kaum Frau Neubert geworden, bekümmerte sie dies auf alle Weise.

Seraphine wußte sich ihr jedoch bald bemerklich zu machen; sie war jetzt zwölf Jahre alt, und da die verstorbene Mutter Einzige gewesen, der sie auf vieles Bitten wenigstens dann und wann zum Schein gehorsam war, so meinte sie nun, es sei Niemand mehr da, der ihr zu befehlen habe, vielmehr wollte sie das Regiment in die Hand nehmen. Da kam sie aber bei der Stiefmutter übel an; diese trat so fest auf, daß nach mannigfachen Kämpfen Seraphine zu der Ueberzeugung gelangte, sie komme bei Jener mit ihrem Trotz nicht durch. Sie versuchte es also auf andere Weise: scheinbar unterwarf sie sich der Stiefmutter, schmeichelte deren Launen, die oft verkehrt genug waren, und suchte sich so bei ihr beliebt zu machen. Dies gelang ihr auch in dem Grade, daß die herrschsüchtige Frau, zufrieden, das störrige Mädchen unter ihre Gewalt gebeugt zu haben, sich demselben freundlicher zuwendete, endlich Seraphine ihr ganzes Vertrauen schenkte.

Das war aber gar kein Vortheil für das ohnehin in der Erziehung mißrathene Mädchen; Seraphine, indem sie sich immer enger an die Stiefmutter schloß, derselben Zuneigung und Ergebenheit heuchelte, eignete sich auch deren Untugenden an und wurde so in ihrem Charakter vollends verdorben.

Die arme Clotilde wurde von Cornelia gar nicht beachtet; statt des Mitleids mit ihrer bedauernswerthen Körperbildung wurde ihr liebloſe Zurückstoßung, sie durfte sich vor der Stiefmutter nicht sehen lassen, ohne daß diese ihren Widerwillen kund gab, und kam Clotilde zu ihrer Schwester Seraphine, so durfte sie des bittersten Spottes über ihre Häßlichkeit versichert sein. Das unglückliche Kind trug sein Leiden still und weinte nur manchmal heimlich darüber, daß man sie so verachte und verspotte um eines Unglücks willen, an dem sie doch keine Schuld trug. Dann aber kam Röschen oft zu ihr, schmiegte sich an

die Zurückgestoßene und erheiterte sie durch ihren kindlichen Frohsinn, der sie keinen Anstoß an der Schwester Häßlichkeit nehmen ließ. Dadurch wurde die arme Clotilde denn aufgerichtet in ihrem Leiden und sie dankte der kleinen Schwester durch die aufrichtigste Liebe.

Röschen aber, wie fromm und gut sie war, und wie willig und ohne Falsch sie sich der verkehrten Stiefmutter fügte, hatte sich der Gunst derselben doch nicht zu erfreuen. Was Clotilde Jener zu häßlich war, das war Röschen ihr zu hübsch, und sie verging fast vor Aerger, wenn sie des Kindes Schönheit, dessen sanften Sinn loben und preisen hörte. Das wurde immer ärger, je mehr Röschen an Jahren zunahm, denn sie wurde immer hübscher, und da eine unmäßige Gefallsucht nicht die kleinste der tadelnswerthen Eigenschaften der Stiefmutter war, so gerieth sie jedes Mal außer sich, wenn Jemand über des Kindes wunderbare Schönheit sie selbst nicht sehr beachtete.

Das mußte Röschen oft genug bitter empfinden: die Stiefmutter versäumte keine Gelegenheit, ihre Abneigung gegen das Mädchen an den Tag zu legen. Hierin stimmte aber auch Seraphine der Stiefmutter bei, denn Röschens Schönheit und die Anerkennung, welche diese fand, erfüllten sie mit schwarzem Neide, weshalb sie, wo es anging, sich gern an der jüngsten Schwester rieb.

Herr Neubert merkte recht wohl, wie es in seinem Hause zuging; einige Mal versuchte er auch, durch gütliche Zusprache die Mißverhältnisse aus demselben zu entfernen; aber es war vergebene Mühe: Cornelia und Seraphine, die fest zusammen hielten, vereitelten seine Bemühungen, und als er anfangen wollte, ernstlich einzuschreiten, legte er sich hin und starb.

Clotilde und Röschen weinten dem Vater Thränen nach, die aus einem aufrichtigen Kindesherzen kamen; Seraphine war in der Schule ihrer Stiefmutter bereits eine so vollständige Heuchlerin geworden, daß schwer zu sagen ist, ob unter ihrem Trauerkleide auch eine trauernde Brust sich barg, Cornelia aber trug es ziemlich offen zur Schau, daß der Schmerz um den verlorenen Gatten gerade kein ungeheurer sei.

sie aber auch wirklich äußerlich die tiefste Trauer wollen, so würde die Hast, mit welcher sie, sobald es schicklich war, ihr Haus zu Belustigungen aller Art öff- Jeden bald vom Gegentheil überzeugt haben. Kaum er- es der Anstand, daß Cornelia die Trauerkleider ablege, schmückte sie sich mit allem Glanze, der einer so reichen Wittwe zu Gebote stand, sie veranstaltete Gastereien, Bälle und andere Lustbarkeiten, um — recht rasch wieder einen Mann zu bekommen. Das sollte aber nicht wieder ein Kaufmann sein, nun hatte sie ja ein so ungeheures Vermögen, daß sie einen Grafen oder mindestens einen Baron verlangen konnte, und darum lud sie auch nur die Vornehmsten aus der ganzen Gegend zu ihren Festlichkeiten ein.

Das Haus des verstorbenen Handelsherrn stand in zu hohem Ansehen, als daß die vornehmen Herren den Besuch desselben hätten verweigern sollen; reiche und angesehene, auch junge und hübsche Männer fanden sich ein, so daß Frau Cornelia meinte, sie werde binnen kürzester Frist an das Ziel ihrer Wünsche gelangen, denn unter einer solchen Anzahl mußte sich doch wohl auch ein Freier finden.

Und siehe da! es fand sich nicht ein Freier, es fanden sich deren eine Menge, nur daß Keiner sich um Frau Cornelia bewarb, sondern daß Alle sich beeiferten, Röschen, die nunmehr eine liebliche Jungfrau geworden war, ihre Huldigungen darzubringen.

Da gerieth die Stiefmutter in eine grenzenlose Wuth. Bisher hatte sie sorgsam gegen Jedermann die Wünsche ihres Herzens verschwiegen; jetzt aber löste der Zorn ihre Zunge, und rückhaltlos theilte sie Seraphinen, die immer mehr ihre Vertraute geworden war, mit, in welcher Absicht sie alle die glänzenden Feste veranstaltet.

„Habe ich erst mein Ziel erreicht," sagte sie zu Seraphine, werde ich auch für Dich sorgen, denn es ist Zeit, daß Du Mann bekommst; so lange aber Röschen im Hause ist, werden wir Beide nicht dahin gelangen; Niemand beachtet uns, Jeder beschäftigt sich nur mit ihr, die noch ein halbes Kind ist und gar nicht bemerkt werden sollte: können wir das dulden?" —

Seraphine würde wahrscheinlich schon längst verheirathet gewesen sein, denn die Tochter eines so reichen Vaters bekommt wohl einen Mann; aber einen Mann gewöhnlichen Schlages wollte sie natürlich nicht, und Diejenigen, welche ihr angemessen waren, wurden durch des Mädchens Unliebenswürdigkeit zurückgeschreckt. Dazu kam noch, daß Seraphinens Gemüthsart sich nach und nach ihren Zügen so deutlich aufgeprägt hatte, daß sie längst aufgehört, so hübsch zu sein, wie sie als kleines Kind gewesen.

Als jetzt die Stiefmutter mit ihr über Röschen sprach, da stimmte sie sogleich ein, diese allein sei schuld, daß Niemand sie beachte, und von ganzer Seele pflichtete sie den Schmähungen bei, welche Cornelia gegen Röschen losließ.

„Warum lässest Du sie denn aber auch allen Festen beiwohnen, die Du giebst?" fragte Seraphine die Stiefmutter. „Laß sie auf ihrem Zimmer bleiben, wenn Gesellschaft hier ist, damit Niemand sie sieht, dann kann sie uns nicht im Wege sein."

„Du hast Recht," entgegnete Cornelia; „sie soll nie mehr bei einer Festlichkeit sein; ihre gepriesene Schönheit soll Keinen mehr für uns blind machen." —

Dieser Beschluß wurde ausgeführt: als Cornelia wieder ein großes Gastmahl veranstaltete, erhielt Röschen den strengen Befehl, ihr Zimmer nicht zu verlassen, so lange noch ein einziger Gast im Hause sei.

Gehorsam kam Röschen dem Verbot nach: sie ging nicht aus ihrem Zimmer, ja, sie ließ sich nicht einmal am Fenster sehen. Clotilde, welche die Schwester im Saale vermißte, ging zu ihr, und als sie hörte, daß diese auf Befehl der Stiefmutter von dem Feste fern bleibe, kehrte auch sie nicht wieder zurück, sondern leistete der Schwester Gesellschaft.

Hatten die Stiefmutter und Seraphine aber gemeint, durch Röschens Fernhalten Etwas zu erreichen, so war dies eine falsche Rechnung gewesen; Jeder fragte sogleich nach dem von Allen gern gesehenen Mädchen, und als jene Beiden vorgaben, dasselbe sei krank, da wurde den ganzen Abend von ihr gesprochen, man bedauerte ihre Abwesenheit, erkundigte sich umständ-

[illegible] Krankheit doch nicht gefährlich sei, so daß die Stiefmutter ihren Unmuth verbergen konnte und herzlich froh war, als die Gesellschaft aufbrach. —

Am andern Morgen war Clotilde im Garten, um für [illegible], welche die Blumen sehr liebte, einen Strauß zu pflücken. Hinter einen Strauch gebückt, war ihre kleine, verwachsene Gestalt gar nicht zu sehen: so gingen die Stiefmutter und Seraphine an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken, und setzten sich in eine Laube.

Unwillkürlich wurde nun Clotilde Zeugin eines Gespräches, das sie mit tiefem Schauder erfüllte.

„Du siehst," hob die Stiefmutter zu Seraphine an, „es hilft Alles nicht: ist sie da, so beschäftigt sich Jeder mit ihr, nicht nur ihre Unterhaltung und achtet unserer kaum; halten wir sie fern, so spricht man wohl viel mit uns, aber man spricht von ihr und peinigt uns mit ihrem Lobe. Was ist da nun zu thun? — Wie wenig dagegen ist uns Clotilde im Wege; Niemand kümmert sich um das bucklichte, häßliche Geschöpf, wenn es da ist, Niemand vermißt es, wenn es fehlt."

„Ach!" seufzte Seraphine, „wäre Röschen doch so häßlich, wie Clotilde!"

„Kommst Du endlich darauf?" fiel die Stiefmutter eifrig ein. „Ja, häßlich müßte sie sein, dann würden nicht Alle über ihrem Anblick vergessen, daß ich eine steinreiche Wittwe in den besten Jahren bin und daß Du ein Mädchen bist, das sich mit seinem Vermögen und ihrem Aeußern doch auch sehen lassen kann. — Was hindert uns denn aber, sie häßlich zu machen? Bucklicht kann sie freilich nicht mehr werden, aber giebt es nicht auch Häßliche, die grade gewachsen sind? — Laß nur ihr Gesicht aufhören, schön zu sein, und Du wirst sehen, wie sich Alles von ihr ab und zu uns wendet; dann wird sie uns Beide nicht länger im Wege sein."

„Wenn Das zu erreichen wäre!" rief Seraphine aus.

„Es ist zu erreichen," nahm die Stiefmutter wieder das Wort; „Jeder spricht mit Begeisterung von Röschens sanften, frommen Taubenaugen: — wohlan! nehmen wir ihr diese Augen — und sie wird häßlich sein, so häßlich, wie Clotilde, die in

ihrem abscheulichen Gesicht doch wenigstens ein Paar gesunder Augen hat."

— „Und, Gott sei es gedankt! auch ein Paar gesunder Ohren, um Euren scheußlichen Anschlag zu hören!" flüsterte Clotilde, die mit Beben der Stiefmutter Worte vernommen. „O, mein armes, liebes Röschen!" —

„Ich kenne einen Menschen, der gegen eine gute Belohnung zu Allem fähig ist," fuhr Frau Cornelia fort; „an ihn dürften wir uns nur wenden, ihm ein Stück Geld versprechen, und noch in dieser Nacht verliert Röschen die Augen, welche für uns Beide so gefährlich sind."

„Laß ihn kommen!" sagte Seraphine eifrig, „gieb ihm Geld, wir sind ja reich genug, wir brauchen Nichts zu sparen! — Doch," fügte sie zögernd hinzu, „wenn es ruchbar wird —."

„Daran habe ich längst gedacht," fiel Frau Cornelia ein. „Was ist's denn aber weiter? kann nicht die häßliche Clotilde aus Neid ihre Schwester der Schönheit beraubt haben? — Auf sie wälzen wir die That, klagen sie selbst an, und mag das Gericht mit ihr machen, was ihm beliebt. — Was ist an dem häßlichen, bucklichten Kobold gelegen?" —

Die arme Clotilde war halb ohnmächtig, als die beiden Scheusale aus der Laube gingen und auch sie ihren Platz verlassen konnte. Sofort eilte sie zu Röschen und theilte dieser unter tausend Thränen mit, was sie eben gehört.

Röschen erschrak natürlich auf das Heftigste; auch sie weinte bitterlich, daß man sie mit solchem Haß verfolgte. Dann überlegten die beiden Mädchen, was bei solcher Gefahr zu thun sei. Clotilde äußerte die Absicht, sie wolle zum Gericht gehen und den schauderhaften Anschlag entdecken; dagegen aber meinte Röschen, man werde dem Mädchen gewiß nicht glauben, denn Jedermann müsse an einer solch unerhörten Bosheit zweifeln. Röschen wollte vielmehr zu der Stiefmutter gehen, sich ihr zu Füßen werfen und sie anflehen, daß sie von ihrem schauderhaften Vorsatze abstehe; dagegen wandte jedoch Clotilde ein, dies würde ohne Zweifel vergebens sein, und wenn der Plan

[illegible] vielleicht für den Augenblick aufgegeben würde, so wäre [illegible] zu erwarten, man würde über kurz oder lang Röschen [illegible] eine Weise verderben.

[illegible] will ich fliehen!" sagte Röschen nach einigem Besinnen. „Du hast Recht: sie werden immer danach trachten, mich aus dem Wege zu räumen, dann schieben sie es auf Dich und verderben so uns Beide. In der Stadt will ich nicht bleiben, man würde mich, wohin ich käme, doch fragen, warum ich die[illegible] Haus verlassen habe; lügen kann ich nicht, und sagte ich die Wahrheit, so würde der Name meines redlichen Vaters im [illegible] noch beschimpft, denn die Stiefmutter und meine Schwe[illegible] tragen ihn ja. Irgendwo werden sich barmherzige Men[illegible]schen finden, die mich aufnehmen, und muß ich auch dienen und harte Arbeit thun, so wird man doch nicht danach streben, mir zu rauben, was der liebe Gott mir gegeben hat."

Dagegen hatte Clotilde zwar viel einzuwenden, denn das [illegible] sträubte ihr bei dem Gedanken, daß sie sich von der theu[illegible] Schwester trennen sollte. Endlich aber hielt auch sie Röschens Flucht für das Beste; gern wäre sie mit ihr gegangen, aber bei ihrem gebrechlichen Körper würde sie nicht weit gekommen sein.

Unter tausend Thränen packten nun die Mädchen einige [illegible]mittel und Kleidungsstücke in ein Bündelchen; Geld konnte [illegible]chen nicht mitnehmen, denn die Stiefmutter hatte Alles unter ihrem Verschluß, und so war die Reiseausstattung des armen Mädchens eine ziemlich dürftige.

Den beiden Schwestern wollte das Herz fast brechen, als sie von einander schieden; lange lagen sie sich in den Armen, [illegible] zehn Mal schon hatte Röschen sich zum Gehen gewendet, [illegible] immer kehrte sie wieder um, gab der Schwester noch einen [illegible], und noch einen, bis sie sich endlich mit Gewalt losriß [illegible] hinaus ging.

„Allein!" rief Clotilde, „ich lasse Dich nicht allein gehen, [illegible] mit Dir!"

Sie ergriff der Schwester Hand und verließ mit ihr in [illegible] Dämmerung das Haus. Bis vor das Thor hinaus hielt [illegible] alt Röschen Schritt, dann aber verließen sie ihre Kräfte,

sie fühlte, daß sie nicht weiter könne. Weinend warf sie sich an Röschens Hals und sagte:

„Es geht nicht, ich bin zu schwach, Du mußt allein gehen. Behüte denn der liebe Gott Deine Wege und lasse Dich so glücklich werden, wie Du es verdienst: ich will ihn alle Tage darum bitten!"

Noch einen langen langen Kuß gaben sich die Schwestern, dann trennten sie sich. Röschen ging langsam die Landstraße hinauf, Clotilde schleppte sich mit Mühe zurück. Oft noch standen Beide still, wandten sich um und warfen einander Küsse zu, bis sie sich nicht mehr sehen konnten. —

Frau Cornelia und Seraphine unterhandelten indessen mit dem Böswicht, den sie zu der gräßlichen That dingen wollten. Dieser selbst schauderte davor zurück, und nur durch eine hohe Summe, die ihm geboten wurde, ließ er sich dazu bestimmen.

Traurig wanderte Röschen ihren Weg dahin. Schon hatte sie sich eine weite Strecke von der Stadt entfernt, da hörte sie hinter sich das Bellen eines Hundes. Eben hatte sie noch bei sich gedacht, wie ganz verlassen sie doch nun sei, und manche bange Befürchtung war ihr aufgestiegen, wie es ihr ergehen werde draußen in der fremden Welt, als sie hinter sich Bellen hörte. Wenige Augenblicke darauf sprang ein Hündchen mit allen Zeichen der Freude an ihr empor.

„Azor! mein lieber kleiner Azor!" rief Röschen erfreut; „kommst Du mir nach und willst mit mir gehen? — O, Du lieber Vater im Himmel!" fuhr sie fort, „soll mir dies ein Zeichen sein, daß ich nicht so verlassen bin, wie ich wähnte? — Nein, nein, verlassen bin ich auch nicht: Du bist ja da, Du Mächtiger und Gütiger, Du wirst mich wohl beschützen! — Komm, mein Azor," sagte sie zu dem Hündchen, „laß uns zusammen gehen; wer mich aufnimmt, der giebt auch Dir wohl ein Bischen Futter: Du bist ja ein so hübsches und kluges Thier!" —

Azor sprang munter um Röschen herum, als hätte er ihre Worte verstanden und freute sich, daß sie ihn mitnehmen wolle.

[illegible]chen hatte ihn auferzogen und gefüttert, darum hing der [illegible] an ihr ganz besonders von allen Hausbewohnern, und [illegible] war er auch jetzt nachgelaufen, als seine Pflegerin das Haus [illegible]lassen. —

Es wurde Nacht, bevor Röschen das nächste Dorf erreichen konnte; der Weg dahin führte durch eine große Haide und die Pilgerin mußte voraussetzen, wenn sie das Ende derselben erreicht haben werde, so läge im Dorfe gewiß schon Alles im Schlafe; an ein Nachtquartier daselbst war also nicht [illegible]ken.

„Stehe ich nicht überall in Gottes Schutz?" sagte sie zu sich selbst; „wird er mich nicht auch hier beschirmen?" — und flugs legte sie sich auf das Moos nieder, nahm ihr Bündelchen unter den Kopf, deckte sich mit ihrem Gottvertrauen zu, betete und schlief, ihren treuen Azor im Arm, sanft ein. —

„Hätte ich doch nicht gedacht, daß man auch außer seinem weichen Federbett so süß schlafen kann!" sagte sie, als sie am Morgen heiter und gestärkt erwachte. Dabei dachte sie nicht daran, daß Dies ein Vorzug Derer ist, welche reinen Herzens sind, denn sie meinte, wie sie eben war, so müsse sie sein, das sei gar kein Vorzug und Verdienst. Sie verrichtete ihr Morgengebet, stand auf und ging getrosten Muthes weiter.

Als sie wieder eine Strecke zurückgelegt hatte, meldete sich [illegible] Azor; da nun just eine Quelle in der Nähe sprudelte, so setzte sie sich neben derselben hin, nahm ihr Bündelchen vor [illegible] rief ihren Azor, der munter voraus gesprungen war.

„Komm her," sagte sie, „wir wollen frühstücken; Semmel in Milch gebrockt giebt's heut aber nicht, wir müssen uns behelfen."

Damit brach sie dem Azor ein Stückchen Brot ab, legte ihm auch ein Wenig Fleisch bei und schickte sich ebenfalls an, ihr Mahlstück zu verzehren. Eben wollte sie den Azor schelten, der das Fleisch zwar gefressen hatte, das Brot aber sehr bedächtig [illegible]perte, da sah Röschen einen alten Mann neben sich stehen, der betrübt dem Hunde zusah.

„Ach, hätte ich doch, was dem Hunde nicht lecker genug zu sein scheint!" seufzte der Alte; „mich hungert so sehr!"

„Dich hungert?“ wiederholte Röschen, aufſpringend; „da, nimm und iß, was ich hier noch habe.“

„Dann behältſt Du ja ſelber Nichts,“ ſagte der Alte.

„Ei, ich bin jung und kann ſchon noch aushalten,“ entgegnete Röschen; „Du aber biſt ein alter Mann, der keine Kraft mehr zuzuſetzen hat. Iß nur, und dann ſei ſo gut und zeige mir den nächſten Weg zum Dorfe, da will ich um ein Stückchen Brot für mich bitten.“

Mit einem dankbaren Blicke nahm der alte Mann das Brot und Fleiſch, welches Röschen ihm bot und aß es mit ſichtbarem Wohlbehagen auf. Röschen ging indeſſen zu der Quelle, ſchöpfte ſich eine Hand voll Waſſer und bat nun den Alten um Auskunft über den Weg. Dieſer erfüllte ihr Begehren, ſie dankten einander gegenſeitig und ſchieden. —

Röschen hatte wohl ſchon ein Paar Stunden lang den Weg verfolgt, den der Alte ihr bezeichnet, aber die Haide wollte kein Ende nehmen. Hunger und Durſt, ein Paar dem reichen Mädchen ſehr unbekannte Quäler, ſtellten ſich nachgerade ein, die Sonne ſtieg immer höher, und kein Dorf zeigte ſich.

„Hat mich der alte Mann am Ende zum Lohne dafür, daß ich ihm Gutes erzeigt, irre geführt?“ ſagte ſie und wollte beinahe böſe werden; gleich darauf aber war es ihr ſchon wieder leid, und ſie ſtellte ſich ſelbſt vor, der Alte könne ſich entweder ſelber geirrt haben, oder ſie ſei vielleicht vom rechten Wege abgewichen.

Mit dieſen Gedanken war ſie noch beſchäftigt, als ſie auf einem umgeſtürzten Baumſtamme eine Frau ſitzen ſah, die ein beinahe ganz nacktes Kind auf dem Schooße hatte. Eben wollte ſie dieſe um den Weg befragen, als ſie ſich mit den Worten anreden hörte:

„Ach, liebes Mädchen, haſt Du nicht ein Paar Kleidungsſtücke übrig für mein armes Kind? Es iſt krank und ich kann es nicht einmal warm kleiden!“

Von Mitleid ergriffen, machte Röschen raſch ihr Bündelchen auf und ſagte: „Ich habe zwar nicht viel, doch will ich, was ich habe, mit Dir theilen.“

Sie reichte der Frau die Hälfte der Wäſche und Kleider,

[illegible]; sie bei sich hatte, wofür sie den stillen Dank Jener [illegible], dann bat sie um Auskunft, ob sie auf dem rechten [illegible] zum Dorfe sei, die Frau zeigte ihr einen Pfad, den sie [illegible] sollte, und so trennten sie sich.

Wieder wanderte Röschen lange Zeit, ohne daß sie aus [illegible] kommen konnte; statt lichter, wurde derselbe immer [illegible], der gebahnte Weg verlor sich, und als das Mädchen sich lange mühsam durch dichtverwachsenes Gestrüpp hindurch [illegible] hatte, stand es an einem Sumpfe, der sich so weit [illegible] daß man sein Ende gar nicht absehen konnte.

Betrübt ging Röschen an dem Sumpfe entlang, um zu [illegible], ob längs desselben vielleicht der Ausgang aus dem Walde [illegible] sei. Plötzlich kam Azor, der eine Strecke voraus [illegible] war, heulend und mit allen Zeichen der Angst zurück.

Der Schreck, welcher dem Mädchen dadurch eingejagt [illegible] steigerte sich zum Entsetzen, als es in geringer Entfer- [illegible] ein scheußliches Ungethüm aus dem Sumpfe erheben [illegible], das mit glühenden Augen zu Röschen hinstarrte. Nach [illegible], was sie über dergleichen Wesen gehört, mußte dies ein [illegible] sein.

Röschen gab sich verloren; das Ungethüm, dessen Augen [illegible] schrecklicher zu leuchten begannen, regte sich und kam [illegible] zu. Vor Schreck ließ sie ihr Bündelchen in den Sumpf [illegible] sie wollte fliehen, aber sie fühlte sich wie gelähmt.

Immer näher kam das Ungeheuer; in Todesangst faltete [illegible] die Hände und betete: „Allerbarmer im Himmel, steh' [illegible] mir bei!" — da erhob sich ein mächtiger Sturmwind, dicht [illegible] Röschen wurde eine dicke Eiche aus der Erde gerissen, sie [illegible] quer über den Sumpf und bildete so einen ziemlich breiten Steg; über denselben hinweg erreichte Röschen glücklich den [illegible] Rand des Sumpfes und gelangte bald zu einem [illegible] von düsterem Aussehen.

Die Thür stand offen; zitternd ging Röschen durch einen [illegible] dunkeln Flur und gelangte in den Hof; kaum hatte sie [illegible] betreten, da stürzten zwei ungeheure schwarze Hunde [illegible] sie und Azor zu, in wenigen Augenblicken hatten sie ihr die [illegible] in Fetzen gerissen und schon fühlte sie die scharfen

Zähne auf ihrer Haut, als ein durchdringender Pfiff ertönte. Die Hunde ließen von ihr ab und zogen sich knurrend zurück. Röschen stand wie angewurzelt, sie wagte keinen Schritt weiter vorwärts, aber auch nicht zurück zu geben.

Alles war hier düster und unheimlich, kein menschlicher Laut zu hören; ringsum schwarze Mauern, die Fenster schwarz verhangen: Röschen glaubte sich in einem weiten Grabe zu befinden.

Regungslos stand sie noch immer auf derselben Stelle, da kam die Treppe herab wieder Jemand auf sie zu, der nicht geeignet war, ihre Angst zu zerstreuen; es war eine Zwerggestalt von so ungewöhnlicher Häßlichkeit, daß Röschen bei ihrem Anblick schauderte.

Aus dem unförmlich dicken Kopfe stierten ein Paar rothe Augen hervor, der kurze Rumpf hatte hinten und vorn ungeheure Höcker und die Füße waren so krumm, daß man meinen mußte, sie würden sich bei jedem Schritte ineinander haken.

Jetzt war der kleine Unhold zu Röschen heran gekommen. — „Was suchst Du hier?" fragte er, und indem er den Mund öffnete, zeigte er zwei Reihen unförmlich großer Zähne; im seltsamen Gegensatze zu der abschreckenden Gestalt klang jedoch seine Stimme nicht unangenehm.

„Ich wollte um ein Stückchen Brot bitten," antwortete Röschen bebend, „mich hungert so sehr."

Der fromme Blick der Unschuld, mit welchem Röschen den Zwerg anschaute, schien einen günstigen Eindruck auf denselben zu machen; er murmelte einige Worte vor sich hin, die Röschen nicht verstand, es war ihr auch, als höre sie ihn seufzen; dann sagte er laut: „Komm' mit herein, Du sollst Speise und Trank, auch andere Kleider haben, da meine Hunde die Deinigen zerrissen."

Er führte Röschen eine Treppe hinauf; auch hier zeigte sich dem Auge überall die schwarze Farbe, welche dem ganzen Gebäude ein so düsteres Ansehen gab; dasselbe war in den Zimmern der Fall, durch welche der Prinz mit ihr ging. In einem derselben stand ein schwarz überzogenes Ruhebett, auf dieses hieß der Zwerg Röschen sich niedersetzen, er nahm neben

sagte: „Ohne Zweifel erscheint Dir hier Alles
und schreckhaft, wie es dies in der That auch ist.
aber ein anderes Zimmer haben, um auszuruhen und
zu stärken, das einzige in diesem Schlosse, welches nicht
ausgestattet, wie die meinigen. Ich selbst aber darf
betreten; darum erzähle mir hier kurz, wie Du hierher
en, es soll unterdessen eine Mahlzeit bereitet werden."
Er zog an einer schwarzen Glockenschnur, worauf ein an-
Zwerg, mit ebenfalls nicht einnehmenden Gesichtszügen,
, der den Auftrag erhielt, für eine gute Mahlzeit zu
Hierauf hörte der erste Zwerg aufmerksam Röschen
, die ihm wahrheitsgetreu ihre Schicksale erzählte.
„Wie traurig!" sprach der Zwerg, als Röschen geendet.
Du scheinst so gut und edel zu sein, Dein Schicksal hat meine
ganze Theilnahme erweckt, und um so mehr beklage ich es, daß
Unstern Dich gerade zu mir führen mußte!"
Röschen, die bereits Zutrauen zu dem Zwerge gewonnen,
ihn erstaunt und fragend an. Er fuhr fort: „Auch ich bin
Opfer der Bosheit; nicht immer trug ich die Mißgestalt,
welcher Du mich vor Dir siehst, ich war wohlgebildet, reich
glücklich. Da hatte ich aber einst das Unglück, einen bösen
Zauberer zu beleidigen, durch seine geheime Kunst verwandelte
mein schönes Schloß in die schwarze Höhle, in der Du Dich
befindest, den herrlichen Garten, der es umgab, in einen
scheußlichen Sumpf, in welchem jener Drache, der Dich so er-
schreckte, seine Wohnung aufgeschlagen, mir selbst aber gab er
abschreckende Gestalt eines scheußlichen Zwerges, dessen An-
Jedermann mit Grauen erfüllen muß. Das Entsetzlichste
ist, daß ich gezwungen bin, Jeden, der sich etwa hierher
verirrt, umzubringen, wenn er sich binnen drei Tagen nicht ent-
schließt, meine Erlösung zu versuchen; diese aber ist sehr schwer,
es sind dazu die Zähne des Drachen erforderlich, der
in dem Sumpfe wohnt. So hast also auch Du drei
Bedenkzeit, ob Du meine Erlösung versuchen willst; ent-
Du Dich nicht dazu, so muß ich Dich tödten, mißlingt
der Versuch, so ist Dir der Untergang ebenfalls gewiß, denn
Drache ist unverwundbar: wie also soll man ihm beikommen?"

Röschen wurde sehr betrübt, bald jedoch faßte sie sich wieder und muthig sprach sie: „Gott ist groß, wenn er will, kann er mich retten; soll ich aber sterben, so geschehe sein heiliger Wille!“ —

Inzwischen war das Mahl bereitet worden, der Zwerg führte Röschen zu dem Zimmer, von welchem er bereits gesprochen, und wo ein Tisch mit süß duftenden Speisen besetzt war. Sobald man aus den schwarzen Gemächern hier eintrat, war es, als komme man in eine ganz neue Welt; das Zimmer war auf das Reichste ausgestattet, kostbare Möbel und Verbänge, so wie die köstlichsten Blumen schmückten es, und während in allen übrigen Theilen des Schlosses eine unheimliche Dämmerung herrschte, schien hier die Sonne hell und freundlich herein.

Auf einem Stuhle fand Röschen hübsche Kleider; so wenig sie in ihrer Stimmung geneigt war, sich zu putzen, fürchtete sie ihren Wirth zu kränken, wenn sie zurückwiese, was er ihr anbot; auch der Appetit war ihr, ungeachtet der Leere ihres Magens, ziemlich vergangen; sie aß sehr wenig, dann legte sie sich auf das Bett, welches in einer Ecke stand, und ihre Erschöpfung ließ sie bald einschlafen. Wie in der vergangenen Nacht im Walde, so schlief sie auch jetzt sanft bis zum Morgen, zog, nachdem sie aufgestanden, die hingelegten Kleider an und ging zu ihrem Wirthe.

Der Anblick der Mißgestalt hatte jetzt nicht mehr so viel Zurückschreckendes für sie; sie sah in ihm einen Unglücksgefährten, ja, sie dachte weit mehr an sein Mißgeschick, als an Das, was sie bedrohte. Der Zwerg dagegen schien immer größere Zuneigung zu Röschen zu gewinnen, um so mehr bedauerte er aber auch, was ihr bevorstand, denn er konnte es nicht für möglich halten, daß ein schwaches Mädchen im Stande sein könnte, die Bedingung seiner Erlösung zu erfüllen. —

Röschen selbst verzweifelte an der Möglichkeit des Gelingens. Zurückgekehrt auf das ihr angewiesene Zimmer, saß sie lange überlegend, sie dachte noch ein Mal über Alles nach, was sie in so viele Trübsal gebracht hatte, und man konnte es ihr wohl nicht verargen, wenn sie die böse Stiefmutter als die Ur-

[illegible] ihrer Leiden anklagte; doch schmähte sie auch jetzt noch [illegible] selbe, vielmehr bat sie Gott, er möge das böse Herz [illegible] wenden, damit sie nicht noch mehr Unheil anrichte.

Azor war auf Röschens Schooß gesprungen und schmiegte [illegible] liebkosend an sie.

„Was wird denn aus Dir nun werden, Du liebes Thierchen?“ sagte sie traurig; „Dein armes Röschen muß gewiß sterben, — wer wird sich dann Deiner annehmen? — Ach! wenn der grimmige Drache es nur kurz mit mir macht, mich nicht lange martert! — denn zu ihm will ich hinaus gehen, freilich nicht um ihn zu bezwingen; aber ich will es dem guten Zwerge ersparen, mich zu morden: er scheint es ja so ungern zu thun!“ —

Am Morgen des dritten Tages schickte Röschen sich an, das schwarze Schloß zu verlassen. Der Zwerg weinte bitterlich, als sie schied, er wollte ihre Hand, die er ergriffen hatte, [illegible] wieder loslassen.

„Laß uns auf Gott vertrauen!“ sprach Röschen, „er ist ja des Schwachen Hort und Stütze und mächtiger, als der furchtbarste Drache.“

Der Zwerg begleitete sie bis zu der Stelle des Sumpfes, wo noch die umgestürzte Eiche lag. Azor sprang fröhlich voran, mit etwas wankenden Schritten folgte Röschen.

Eine ziemliche Strecke ging sie den Sumpf herauf, ohne des Drachen ansichtig zu werden. Als sie nach einer Weile still stand, um frischen Athem in die beklemmte Brust zu schöpfen, da sah sie von zwei verschiedenen Seiten jene Beiden auf sich zukommen, denen sie auf ihrem Hergange Gutes erzeigt. Beide drückten ihre Freude aus, Röschen wiederzusehen, und fragten zugleich, was sie hier bei dem häßlichen Sumpfe mache.

„Ich will mich von dem Drachen zerreißen lassen,“ antwortete Röschen traurig, und dann erzählte sie Alles, was ihr widerfahren war.

„Zerreißen lassen?“ meinte der Alte; „ei, da wollen wir doch erst versuchen, den Drachen zu bezwingen: bei Gott ist ja kein Ding unmöglich!“

Er sprach dies in so zuversichtlichem Tone, daß Röschen neuen Muth faßte. Darauf ging er tiefer in den Wald; bald

jedoch kehrte er zurück: er hatte einen Rehbock gefangen und getödtet, den er keuchend heran schleppte.

„Jetzt rasch!“ sagte er zu der Frau, „ziehe dem Thiere das Fell ab und sorge, daß Du fertig bist, wenn ich wiederkomme.“

Darauf ging er fort, die Frau aber machte sich an die Arbeit; eben war sie damit fertig, da kam auch der Alte wieder und brachte einen Sack mit ungelöschtem Kalk herbei.

„Nun wollen wir einen neuen Rehbock machen,“ sagte er, packte das Fell voll Kalk und gebot der Frau, es zuzunähen. Als dies geschehen war, lud er den Rehbock auf und sagte zu Röschen:

„Jetzt laß uns das Ungethüm aufsuchen; sobald es uns erblickt, nimmst Du den Rehbock von meinem Rücken und wirfst ihn dem Drachen entgegen. Gierig, wie er ist, wird er ihn schnell verschlingen, unterdessen fliehst Du aber, so weit Du vermagst.“ —

So geschah es nun; als die Drei, denn die arme Frau war auch mitgegangen, noch eine Weile geforscht, kündigten die Dampfwolken aus den Nüstern des Ungethüms dessen Nähe an. Bald streckte es auch den Kopf empor und sah mit seinen grimmigen Augen Röschen an. Sobald er nun Miene machte, auf sie los zu kommen, nahm sie den Rehbock und warf ihn dem Drachen zu, der ihn in wenigen Augenblicken verschlang. So kurz diese Zeit war, genügte sie doch, daß Röschen und ihre Begleiter sich aus dem Bereich des Ungethüms entfernen konnten.

Nicht lange währte es, so verursachte der verschluckte Kalk dem Drachen einen brennenden Durst; er kroch zu einer Stelle, wo das Wasser des Sumpfes sich gesammelt hatte, und soff sich voll; kaum jedoch hatte er das Wasser im Leibe, als er ein furchtbares Gebrüll erhob, sich wälzte und krümmte, und als er von fern Röschen und ihre Begleiter gewahrte, wüthend auf sie zu stürzen wollte; doch ehe er ganz aus dem Sumpfe gekrochen war, stieß er noch einen donnernden Schmerzschrei aus, dann lag er still.

„Es ist aus mit ihm,“ sagte der Alte, „nun wollen wir uns seine Zähne ausbitten.“

die Drei sich vorsichtig genähert, überzeugten sie sich, daß der Drache todt sei: der Kalk hatte seine Eingeweide verbrannt. Der Alte und die Frau machten sich nun daran, ihm die Zähne auszubrechen, die sie sodann Röschen übergaben.

„Nimm sie hin als Dank für Deine Mildthätigkeit," sagte die Alte, „und bleibe auch im höchsten Glück immer gut!"

Ehe Röschen antworten konnte, waren der Alte und die Frau im Dickicht verschwunden.

Sie eilte nun mit den Drachenzähnen nach dem schwarzen Schlosse. Der Zwerg stand am Eingange und weinte; als er Röschen fröhlich ankommen sah und diese die erbeuteten Drachenzähne hoch empor hielt, flog er ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen, sie sanken Beide auf die Kniee und so umfingen sie sich innig.

Als sie nun wieder aufstanden, da stand Röschen plötzlich [illegible] und über und über roth, denn der häßliche Zwerg war fort, ihre Hand aber lag in der eines herrlichen, blühenden Jünglings, der sie mit glänzenden Augen ansah und nun die Worte ausbrach: „Dank Dir, Du Holde! der Zauber ist gelöst, ich bin wieder, der ich war!"

Und als Röschen um sich schaute, war das schwarze, düstere Schloß verschwunden, ein herrlicher, glänzender Palast erhob sich vor ihr und an Stelle des weiten Sumpfes lag ein blühender Garten rings umher.

Dieselbe Veränderung fand Röschen im Innern des Schlosses: als der bisherige Zwerg, jetzt wieder Graf Freudenthal, das ganz betäubte Mädchen durch die Gemächer führte.

In einem dieser Gemächer saßen Röschen und der Graf Ringo beisammen; was sie dort so viel mit einander zu plaudern hatten, das wird der Schluß unserer Erzählung ergeben.

Frau Cornelia und Seraphine waren eines Tages in einer Bank begriffen, der bereits in einen solchen Lärm ausgeartet war, daß die Dienstleute zusammen liefen, da hielt ein glänzender Wagen, mit sechs prächtigen Apfelschimmeln bespannt, vor der Thür. Zwei Diener in reicher Livree sprangen herunter, der eine öffnete den Schlag und half einem Herrn und

einer Dame bei'm Aussteigen, während der andere in das Haus ging und meldete, der Herr Graf und die Frau Gräfin von Freudenthal wünschten die Jungfrau Clotilde zu sprechen.

Die beiden zankenden Damen machten für den Augenblick Frieden, um sich darüber zu wundern, daß die vornehmen Herrschaften gerade nach Clotilde fragten; diese selbst war erstaunt, als man es ihr mittheilte, sie begab sich in das Empfangzimmer — und hier fiel sie mit einem Freudenruf an die Brust der vielbeweinten Schwester.

„Ist es denn wahr? bist Du es wirklich, mein theures, liebes Röschen?" fragte sie ein Mal über das andere. „O, so hat der liebe Gott doch meine heißen Gebete erhört, er hat Dich glücklich gemacht, wie Du es verdienst!"

„Ja, mein Herzensschwesterchen," antwortete Röschen, „aus dem tiefsten Leid hat Gott mich empor gehoben zu dem höchsten Glück, und nun bin ich hier, Dich zu holen, damit Du es mit mir theilest. Siehe hier meinen Gemahl, den Grafen von Freudenthal, der Dich gern als seine Schwester anerkennen wird, da er weiß, wie sehr ich Dich liebe."

„Was meinem theuren Röschen angehört, soll mir immer lieb und werth sein," nahm der Graf das Wort; er schloß Clotilde in seine Arme, nannte sie sein liebes Schwesterchen und küßte ihr die Freudenthränen von den Wangen.

Er hielt das Mädchen noch in seinen Armen, als Frau Cornelia und Seraphine, die ihre Neugier nicht länger bemeistern konnten, herein traten. Erstaunt und erschreckt standen sie da, als sie in der reich gekleideten Dame Röschen erkannten.

„Erschreckt nicht," sagte diese, „ich bin nicht gekommen, Euch Vorwürfe zu machen, vielmehr vergebe ich Euch von Herzen. Meine Schwester Clotilde aber will ich mit mir nehmen, sie soll bei mir wohnen und all' mein Glück mit mir theilen."

Die Stiefmutter und Seraphine wußten nicht recht, was sie sagen sollten, darum sagten sie lieber gar Nichts; sie zogen sich bald zurück, das gräfliche Paar aber begab sich auf das Zimmer, welches Röschen früher inne gehabt, um daselbst zu verweilen, bis Clotilde sich zur Abreise bereitet haben würde. —

Als die Stiefmutter und Seraphine vom ersten Erstaunen

sich gekommen waren, verzog der Neid ein Weniges
ht, denn nach dem eleganten Fuhrwerk zu schließen,
der Graf Freudenthal wohl passabel reich sein; das hät-
sich noch gefallen lassen, daß er aber eben Graf, und
Röschen also Gräfin war, das gab ihnen manchen Stich
in das von Mißgunst erfüllte Herz.

Unbekümmert darum fuhren die drei Glücklichen von dan-
zwischen Röschen und dem Grafen saß die arme Clotilde,
immer wie träumend, und manche Thräne der Freude
rollte aus ihren Augen, wenn die theure Schwester ihre Hand
drückte und der Graf, ungeachtet ihrer großen Häßlichkeit, liebe-
voll zu ihr nieder sah. —

Noch ein Mal kam Graf Freudenthal in das Neubert'sche
Haus, und zwar, um Clotildens Erbtheil in Empfang zu neh-
men. Für sich bedurfte sie desselben nicht, denn sie hatte bei
ihrer Schwester, wo man sie auf Händen trug, Alles im Ueber-
fluß; aber sie ließ es sich doch heraus zahlen, um davon ein
Hospital für arme Krüppel zu erbauen. — — —

Bald nach Röschens und Clotildens Entfernung wurde
auch der beiden zurückgebliebenen Damen Wunsch erfüllt: so-
wohl die reiche Wittwe, wie die nicht minder reiche Neubert'sche
Tochter erhielten vornehme Männer. Schade nur, daß Beide
nicht eigentlich die Frauen, sondern deren Geld heirathen wollten.
Der Eine war ein Baron, der Hab' und Gut verspielt
hatte, und nun mit Frau Cornelia's Vermögen sein Glück re-
pariren wollte; aber Frau Fortuna wollte Nichts mehr von ihm
wissen, und nach Jahr und Tag hatte er glücklich gerade noch
so viel übrig behalten, um sich ein Paar neue Stiefel machen
zu lassen, denn er ging auf Reisen — und kam nicht wieder.
Seraphinens Gemahl war ein Gutsbesitzer; der Mann
mußte aber wohl seine Güter im Monde liegen haben, denn
auf der Erde wollten sie sich nirgend finden. Als Seraphine
ihm empfindliche Vorwürfe machte, daß er sie so beschwindelt, lachte
er sie aus, und da sie ihm das sehr übel nahm und ihm des-
halb mancherlei nicht sehr artige Dinge sagte, — da gab es
Prügel. — Der Lohn bleibt Keinem aus! —

KZI Univ. Lpl.
Berlin

Das Zauberroß.

1.

Es herrschte einst in einem Reiche des Morgenlandes ein König, — seinen Namen habe ich nicht erfahren können, — der hatte, weil er ein weiser Fürst war, sich selbst und sein Land so glücklich gemacht, daß er in seinem ganzen Reiche keinen armen Unterthanen hatte, sondern daß überall, wo nicht Reichthum, doch Wohlhabenheit herrschte und Jedermann ohne Sorgen und Kummer seines Lebens froh werden konnte, wenn er es sich nicht etwa selbst durch eingebildete Leiden oder thörichte Wünsche, deren Nichterfüllung ihm das Herz beschwerte, verbitterte.

Es ist zweifelhaft, ob dem guten alten Könige das köstliche Sprichwort: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt" schon bekannt gewesen; so viel aber ist gewiß, daß er danach gehandelt und den Segen davon erfahren hat. Er hielt mit seinen Nachbarn Friede und Freundschaft, suchte jeden Streit, der sich etwa erhob, auf gütlichem Wege zu vermitteln und litt lieber mitunter freiwillig einen kleinen Verlust, als daß er durch kostspielige Kriege hätte einen zweifelhaften Gewinn erstreiten sollen. Dafür blühte aber auch sein Land zusehends empor, die Unterthanen segneten, seine Nachbarn achteten ihn, und nicht selten wurde er dadurch geehrt, daß sie ihn bei den Streitigkeiten, welche sie unter einander hatten, zum Schiedsrichter erwählten, weil sie von seiner Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit immer das Beste erwarteten.

In den langen Friedensjahren hatte der König so unge-
Schätze aufgesammelt, daß er zu den reichsten Fürsten
weit und breit gehörte. Er war aber nicht der Mann, welcher
die schönen blanken Goldstücke in seiner Schatzkammer müßig
liegen lassen mochte; er schaute sich deshalb in seinem Reiche um,
und da er sah, daß für Alles, was nöthig und nützlich, voll-
kommen gesorgt war, so dachte er daran, einen Theil seiner
Schätze nun auch für das Angenehme und Schöne zu verwenden.
Er hatte in seinem Lande tüchtige Ackerbauer, Gärtner und
Handwerker; jetzt sollte auch Etwas für die Kunst geschehen,
damit sich im Reiche Alles vereinigt finde. Darum ließ er aus
fremden Ländern berühmte Künstler kommen, herrliche Werke
von ihnen anfertigen und belohnte sie königlich. Er that dies
jedoch keineswegs nur, um mit den schönen Kunstwerken seine
Schlösser zu schmücken, sondern er wollte durch den Anblick der-
selben seinen eigenen Unterthanen Lust erwecken, nach gleicher
Vollkommenheit zu streben.

Dies gelang ihm auch vollkommen. Er ließ die von den
fremden gefertigten Werke öffentlich ausstellen, so daß Jeder-
mann kommen und sie beschauen konnte, und die Meister muß-
ten Jedem, der es wünschte, genügende Erklärungen darüber
ertheilen. Bald begnügten sich die Schaulustigen nicht damit,
die herrlichen Werke der fremden Meister zu bewundern, sondern
hier und da wurde der Wunsch rege, Dergleichen auch hervor-
bringen zu können. Mit großer Freude vernahm der König
dies Verlangen, und sogleich traf er Anstalten zur Befriedigung
desselben. Er nahm mehrere der geschicktesten fremden Künstler
freundlich in seine Dienste, bestimmte ihnen ansehnliche Gehälter,
wogegen sie sich verpflichten mußten, Leute aus seinem Lande,
welche Lust und Talent für die Kunst zeigten, dieselbe zu
lehren.

Da fanden sich denn Schüler in Menge, die sich mit Liebe
und Eifer der herrlichen Kunst widmen wollten. Um nun die-
selben rege zu erhalten und die Kunstjünger zu einem förm-
lichen Wettkampfe anzuspornen, bestimmte der König eine be-
deutende Summe, von welcher in jedem Jahre Preise für Die-
jenigen ausgesetzt wurden, welche nach dem Zeugnisse ihrer

Lehrer die größten Fortschritte gemacht hatten, und nach Verlauf einer nicht allzu langen Reihe von Jahren hatte der König die Freude, alle Künste in seinem Lande einheimisch und unter seinen Unterthanen Meister zu sehen, welche sich mit den Fremden ganz gut messen konnten. Dessenungeachtet jedoch verschloß der König fremden Künstlern sein Land nicht, vielmehr wurde Jeder, der Außerordentliches zu leisten im Stande war, mit Ehren aufgenommen und reichlich belohnt. Der König aber erreichte hierdurch seinen Zweck: daß er bei den einheimischen Künstlern fortwährend den Eifer rege erhalte, es den fremden Meistern gleichzuthun. —

Der Ruf von der Kunstliebe und der großmüthigen Freigebigkeit des Königs hatte sich bald nach allen Seiten hin verbreitet, so daß sowohl wirkliche Künstler, wie manche Pfuscher aus aller Herren Ländern dorthin zogen, wo der gefüllte Schatz des reichen Monarchen eine ergiebige Ernte versprach. Wer sich bewährte, wurde auch nicht getäuscht: der kunstsinnige König kargte nicht mit dem Lohne; kam aber ein Pfuscher, der da meinte, er wolle nur auf die Goldstücke des reichen Monarchen speculiren, der irrte sich ganz gewaltig, denn man verstand hier bereits sehr wohl einen Kunstgegenstand zu beurtheilen, und wer etwa ein schlechtes Machwerk gegen gutes Geld an den Mann zu bringen gedachte, der wurde ausgelacht und mußte mit Schimpf und Schande abziehen.

Einst hatte der König eine Aufforderung ergehen lassen, es solle bis zu einer gewissen Zeit jeder Künstler im Lande ein Werk, auf welches er den meisten Fleiß verwendet, nach der Hauptstadt des Reichs bringen. Die vorzüglichsten Arbeiten sollten mit Ehrenpreisen gekrönt und zugleich den Künstlern Gelegenheit geboten werden, ihre Werke an reiche Kunstliebhaber zu verkaufen. Auch Meister aus andern Ländern wurden nicht ausgeschlossen, Jedem war es gestattet, wenn er etwas Vorzügliches aufzuweisen hatte, dies mit zur Schau auszustellen.

Die Kunde ging von Land zu Land, und als die Zeit der Schaustellung herangekommen, da zogen von weit und breit die Meister mit ihren Werken herbei; ein buntes Leben begann in

[illegible] die Säle des großen Palastes, [illegible] einräumen lassen, mit Gegenständen [illegible] erfüllt.

[illegible] es gar herrliche, glänzende und kunstreiche Sachen [illegible] Einer schien immer den Andern überboten zu ha[illegible] und die bestellten Preisrichter gingen mit nachdenklichen [illegible] tern zwischen all' den schönen Dingen auf und ab, denn [illegible] schien ihnen gar nicht leicht, zu entscheiden, wem sie den [illegible] zuerkennen sollten.

[illegible] über Eines war Jeder von ihnen mit sich selbst im [illegible] einig, so wie sie auch unter einander vollkommen einig wa[illegible] daß nämlich eines der hier aufgestellten Werke den Preis [illegible] erhalten würde.

[illegible] war ein aus einem unbekannten Stoffe gefertigtes [illegible] welches so durchaus gar nichts Ausgezeichnetes hatte, [illegible] es erst gar nicht zu der Schaustellung zulassen wollte. [illegible] Vieles Bitten war es dem Verfertiger, der, wie er [illegible] aus dem fernen Indien hergekommen war, gestattet wor[illegible], die unansehnliche Mähre in dem Winkel eines Saales [illegible] stellen. Die meisten Beschauer gingen an dem Rosse vor[illegible], ohne es besonders zu beachten, denn es fand sich an dem[illegible]selben Nichts, das auch nur der geringsten Aufmerksamkeit werth [illegible] wäre. —

Jetzt erschien auch der König mit seinem ganzen Hofe, um [illegible] Schaustellung in Augenschein zu nehmen. Er äußerte sich [illegible] zufrieden mit den aufgestellten Werken, lobte sowohl die [illegible], wie die fremden und ließ sich die Verfertiger einzeln vorstellen, um Jedem einige freundliche und aufmun[illegible]de Worte zu sagen, — bis auch er zu dem unscheinbaren [illegible] kam, welches, wie ausgestoßen von den übrigen Kunst[illegible]werken, verlassen in dem Winkel stand, in welchen man es [illegible] hatte.

Der Verfertiger stand dabei. Die Zurücksetzung, welche er [illegible], schien ihn keineswegs betrübt zu haben, denn wohlge[illegible] schaute er um sich, ja, wer genau darauf geachtet hätte, [illegible] würde sogar einen gewissen hämischen Blick wahrgenommen [illegible]

haben, welcher aus seinen Augen leuchtete, so oft er andere Werke preisen hörte.

„Was ist Das?“ rief der König, fast entrüstet; „soll dies etwa auch ein Kunstwerk sein, dieses gewöhnliche Gebilde, welches hier ein jeder Schüler herzustellen vermag?“

„Vergönne mir, gnädigster Herr, zu bemerken,“ sprach darauf der Indier, „daß dieses Gebilde nicht das Werk eines Schülers ist, sondern daß ein Meister manches Jahr daran gearbeitet, um es so vollkommen zu fertigen, wie es hier vor Dir steht.“

Der gutmüthige König konnte sich des Lachens nicht erwehren, als er diese Rede vernahm.

„Du bist wohl selbst der Meister?“ fragte er, den Fremden mit einem mitleidigen Blicke messend.

„Ich bin es selbst,“ erwiderte der Indier.

„Und Du bist hergekommen, Dich mit um den Preis zu bewerben?“ fragte der König weiter.

„Ich will mich mit um den Preis bewerben und hoffe ihn auch zu erhalten,“ entgegnete der Indier mit einer Zuversicht, welche ringsum ein lautes Gelächter hervorrief.

Jener aber ließ sich dadurch nicht irre machen; gelassen sah er die Spötter an und nickte wohlgefällig vor sich hin, als wolle er sagen: „Wer zuletzt lacht, lacht, am besten!“

„Du mußt in der That eine hohe Meinung von Deinem Werke haben,“ nahm der König wieder das Wort; „könnte ich nur erst etwas Außergewöhnliches daran entdecken, um Dir beizustimmen. Ich sehe bis jetzt aber noch Nichts; selbst der Sattel unterscheidet sich von unsern gewöhnlichen Sätteln nicht, und die Stickerei der Satteldecke kann man jeden Tag in den Straßen meiner Hauptstadt besser sehen.“

„Wohl mag mein Werk äußerlich unscheinbar anzusehen sein,“ versetzte der Indier; „dennoch aber, mein Königlicher Herr, wage ich zu behaupten, daß Keines von Denen, die hier aufgestellt sind, wie sie auch glänzen mögen, sich mit dem meinigen zu messen vermag.“

„Du bist kühn in Deinen Behauptungen,“ sprach der König, „und ich wäre wohl begierig, zu erfahren, wie Du dieselben zu rechtfertigen gedenkst.“

[illegible] königlicher Herr, es mir gestatten willst, [illegible] jedem Augenblicke bereit, den Beweis für meine [illegible] zu liefern," sprach der Indier mit solcher Bestimmtheit, daß des Königs Neugier lebhaft angeregt wurde.

„Wohlan!" sprach der Monarch, „es sei Dir gewährt, und wenn Du mich von dem Werthe Deines Werkes wirklich überzeugen, so soll Dir der Preis gewiß nicht entgehen."

Alles drängte sich herzu, denn Jeder war gespannt, was der Fremdling werde anzuführen haben; zugleich aber schüttelte [illegible] ungläubig die Köpfe und Mancher meinte spottend, in dem Vaterlande des Fremden müsse die Kunst wohl noch sehr weit zurück sein, daß man dort ein solch gewöhnliches Bildwerk [illegible] Außerordentliches betrachte.

Der Indier blieb immer gelassen; er bat den König, derselbe möge sich mit seinem Gefolge auf den freien Platz vor dem Palaste begeben, wohin er sogleich mit seinem Pferde folgen werde. Der König gewährte den Wunsch, eine große Menschenmenge drängte sich nach und schloß mit Denen, die draußen [illegible] hinzu kamen, einen weiten Kreis um den Platz.

Nach einigen Minuten erschien der Indier; er zog sein Pferd am Zügel hinter sich her, ringsum lachte Alles bei den unbehülflichen Bewegungen, welche das Gebilde machte, bis des Königs Wink Ruhe gebot.

Alles schwieg, man erwartete jetzt die Erklärung der Vorzüge des indischen Werkes. Der Besitzer desselben lehnte sich ruhig auf den Hals des Thieres, dann sprach er mit lauter Stimme:

„Ihr lacht, daß mein Roß sich so schwerfällig auf der Erde fortbewegt; es ist aber auch nicht gemacht, um im Sande zu trippeln, wie Eure Pferde, sondern — schauet her!"

Dabei schwang er sich in den Sattel — und wie eine Feder stieg das Pferd in die Höhe, trug seinen Reiter hoch in die Luft und immer höher, bis er den Blicken der Staunenden, welchen sprachlos nachstarrten, nur noch wie ein dunkler Punkt in den Wolken erschien und endlich ganz verschwand.

Auch der König war betroffen; er gestand, daß er zu schnell entschieden habe und konnte einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken, in welchen sofort Alles einstimmte.

Ein ungeheures Jubelgeschrei empfing den Reiter, als er, aus den Wolken niedersteigend, wieder sichtbar wurde. Bald hatte er den Fußboden erreicht, er sprang von seinem Pferde, verneigte sich vor dem Könige und überreichte demselben eine noch nasse Wasserlilie, welche er von dem, einige Meilen entfernten See mitgebracht.

Wie man sich vorher in Spöttereien jeder Art erschöpft hatte, so sprach nun ein Jeder seine Bewunderung aus und auch der König sagte zu dem Indier:

„Ich erkenne, daß ich Dir vorhin Unrecht gethan; Du bist in der That ein Meister und Dein Werk hat Seinesgleichen nicht in meinem Lande. Der erste Preis kann Dir nicht vorenthalten werden und ich werde Dich noch außerdem reichlich belohnen. Ich bin im Besitze herrlicher Kunstwerke, doch fehlt ein solches, wie das Deinige, mir noch; willst Du mir das Pferd überlassen, so bestimme den Preis, welchen Du verlangst, — mein Wort als König darauf! — Du sollst ihn sicherlich erhalten. Du hast bis morgen Zeit, zu überlegen, wie hoch Du Deine Forderung stellen willst."

Der Indier hatte Mühe, ein hämisches Lächeln zu unterdrücken, als er diese Worte des Königs vernahm; dabei glitt sein Blick über des Herrschers schöne Tochter, welche an dessen Seite saß, und in demselben Augenblicke war er über seine Forderung mit sich einig. Doch sprach er dieselbe jetzt nicht aus, nahm vielmehr die Bedenkzeit an, und wurde vom Könige mit allen Zeichen der Gnade vorläufig entlassen. —

Der folgende Tag kam, der Hof war versammelt, der König, dessen Verlangen, das seltene Kunstwerk in seinen Besitz zu bringen, sich gesteigert hatte, ließ den Indier rufen, um mit ihm zu unterhandeln.

„Nun," fragte er denselben, „hast Du Dich bedacht, welchen Preis Du für Dein Werk fordern willst?"

Der Indier hatte nicht nötig gehabt, sich lange zu bedenken, er wußte ja sogleich, was er verlangen wolle; als er jetzt aber dem, von dem ganzen Glanze seines Hofes umgebenen Könige gegenüber stand, da machte es ihn doch einigermaßen verlegen, seine kühne Forderung auszusprechen, weshalb er auch

[illegible] Worte finden konnte, sondern sich erst einige Mal [illegible], bevor er zu sprechen begann:

„Großer König! Du selbst hast meinem Kunstwerke den [illegible] zuerkannt und gesagt, daß es Seinesgleichen nicht [illegible] in Deinem Lande. Viele Jahre der Mühe habe ich darauf verwendet, und so ist es mir denn auch so werth, daß es mir [illegible] schwer wird, mich davon zu trennen; sein Besitz ist mein [illegible]. Dir aber, o König, der die Kunst so sehr zu schätzen [illegible] Dir würde ich es lassen, weil ich Dich verehre vor allen [illegible]chen, deren Länder ich bisher durchzogen, — und willst [illegible] mir die Hand Deiner Tochter geben, so überlasse ich Dir [illegible]g mein Werk."

Der Indier hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als [illegible] rin[illegible] die verschiedenartigste Bewegung kund gab. Ein Theil [illegible] Hofleute lachte, denn man hielt den Indier für wahnsinnig, [illegible] waren entrüstet über die Frechheit der Forderung und [illegible] laut darüber. Der König selbst wußte nicht, ob er lachen oder in Zorn gerathen solle, denn er zweifelte auch, daß [illegible] mit dem Kopfe des Indiers recht richtig sei. Die Prinzessin [illegible] ganz erstarrt, sie sah erwartungsvoll auf ihren Vater, was dieser erwidern werde.

„Ich habe Dich wohl nicht recht verstanden," hob der König nach einer Weile an; „oder Du bist etwas verwirrt gewesen, als Du Dein Begehren aussprachst, nicht wahr?"

Statt sich durch die Aufnahme, welche seine Forderung hier [illegible], zurückschrecken zu lassen, reizte den Indier dieselbe [illegible] noch mehr an, er entgegnete:

„Wohl weiß ich, mein hoher Herr, daß mein Verlangen ein großes und unerhörtes ist; aber dennoch kann ich von demselben nicht abstehen."

„Wahrlich, Du bist mehr als kühn!" sprach der König, „und nicht ungestraft dürftest Du gegen einen Andern solch Begehren aussprechen. Ich verzeihe Dir dasselbe, denn selbst Deine [illegible]sinnige Forderung läßt mich nicht vergessen, daß Du ein großer Künstler bist, und so gewähre ich Dir die Wahl unter meinen reichen Schätzen; nimm davon, was Du magst, ich würde es Dir nicht verweigern."

„Wenn Gold und Schätze mich reizen könnten, so hätte ich längst mein Werk nicht mehr," erwiderte der Indier, „denn mancher Fürst schon öffnete mir seine Schatzkammer und hieß mich wählen, was ich für das Roß nehmen wolle. Ich aber geizte nie nach Gold und eitlem Tand, behielt mein Werk und zog weiter, bis ich hierher kam, und Du, mächtiger König, mir Dein Wort gabst, mir jeden Preis zu bewilligen, den ich fordern werde."

Diese Rede traf den König schwer; er hatte allerdings sein Königliches Wort verpfändet, und seine Rechtschaffenheit gebot ihm, dasselbe zu erfüllen, so schwer es ihm auch werden mußte, sein geliebtes Kind für ein todtes Werk hinzugeben, welches, obgleich es das einzige in seiner Art war, um solchen Preis doch zu theuer erworben wurde. Er hatte freilich die Macht, den unverschämten Künstler sammt seinem Rosse aus dem Lande zu jagen; doch dagegen sträubte sich eben sein Rechtlichkeitsgefühl, und wie er den Mann tief verachtete, der sein gegebenes Wort brach, so scheute er sich noch weit mehr, dies selbst zu thun.

Dem schlauen Indier aber war es keineswegs Ernst mit seiner Geringachtung gegen Gold und Schätze; er hatte nämlich so gerechnet: bezahlt Dir der reiche König Dein Werk noch so großmüthig, so wirst Du immer nur einen kleinen Theil seiner Schätze erhalten; giebt er Dir aber seine Tochter, so muß Dir einst die Hälfte seines ganzen Reichthums werden, denn der König hat nur zwei Kinder, und Du erhältst obenein eine Königstochter zur Frau, ein Glück, welches bis jetzt noch keinem Künstler geboten worden. —

Der König befand sich wirklich in einer unangenehmen Lage; sein Wort war ihm heilig, aber auch sein Kind liebte er zu sehr, um es für einen Gegenstand, der bei aller Kostbarkeit einen so hohen Werth doch nicht hatte, an einen fremden Menschen zu geben; zudem sah er sehr wohl, wie die Prinzessin erbleichte, als sie vernahm, wie der freche Indier ihren Vater an sein Wort erinnerte.

Der Königs Sohn, der Prinz Ibrahim hatte, obgleich er über die unmäßige Forderung des Indiers sehr aufgebracht war,

[illegible]. Im Stillen aber hatte er Jenen [illegible] sein scharfer Verstand durchschaute bald die Absichten des habsüchtigen Indiers. Auch ihm war es nicht entgangen, wie heftig der Schreck seiner Schwester gewesen und wie [illegible] sie betrübte, dem fremden Manne überantwortet zu [illegible].

„Sei getrost, Schwester!“ flüsterte der Prinz ihr jetzt zu, „ich werde Dir und dem Vater helfen. Mißdeute nur meine [illegible] nicht.“ — Dann stand er auf, wandte sich zu dem [illegible], der noch immer, im Kampfe mit sich selbst, stumm da[illegible] und sprach:

„Du hast, mein Vater, jenem Manne dort Dein Königliches Wort gegeben und die Ehre gebietet, daß Du es lösest. Du willst ihm meine Schwester zur Frau geben müssen, willst Du nicht dem Volke ein schlimmes Beispiel der Wortbrüchigkeit [illegible]. Freilich ist es ein seltsamer Handel, eine Königstochter [illegible] ein lebloses Roß zu vertauschen; indessen läßt auf der andern Seite sich auch Nutzen hieraus ziehen. Dein zukünftiger Schwiegersohn ist, wie er selbst eben hier bekannt hat, ein [illegible] des Goldes: so wird es ihm gewiß genügen, wenn [illegible] meine Schwester zur Frau erhält, und er wird auf jede [illegible] verzichten. Auf solche Weise bleiben die Schätze, welche [illegible] gesammelt hast, beisammen, sie gehen ungetheilt auf mich [illegible] und ich kann dieselben zum Besten unsers Landes verwenden, während sonst die Hälfte in ein fremdes Land geführt [illegible] wäre. Meine Schwester wird darum keine Noth leiden, [illegible] Mann der so außerordentliche Kunstwerke zu schaffen vermag, wird sicherlich so viel erwerben, wie er zu seiner Gattin Unterhalt nöthig hat.“

Der König sah den Prinzen ganz erstaunt an, denn in dem [illegible] Charakter desselben hatte er niemals eine Spur von Habsucht wahrgenommen.

„Wie, mein Sohn?“ sprach er, „Du denkst sogleich an [illegible] Vortheil?“

„Warum soll ich meinen Vortheil nicht eben so wahrnehmen, wie ein Anderer?“ entgegnete der Prinz. „Der Indier versichert, es sei ihm nur darum zu thun, meine Schwester zu

erhalten, da das Gold keinen Werth für ihn hat, — gut, so mag er sie nehmen, und er hat den höchsten Preis, welchen er erhalten kann, für sein Werk. Ich aber schätze das Gold, weil es mir die Mittel gewährt, nach meinen Neigungen Gutes und Nützliches zu vollbringen, und so will ich behalten, was dem Indier unnütz ist."

Der König schüttelte den Kopf; es betrübte ihn, sich, wie er meinte, so in seinem Sohne, auf den er stets stolz gewesen, geirrt zu haben. Unmuthig wollte er schon die ganze Verhandlung für diesen Tag abbrechen, als die Prinzessin sich zu ihm wandte, und leise sagte:

„Mein Bruder meint es gut mit mir, Vater; merkst Du nicht, daß er den Indier auf die Probe stellen will?"

Der König athmete leicht auf vor Freude, daß die üble Meinung, welche er einen Augenblick lang von seinem Sohne gehegt, nicht gerechtfertigt war; auch ihm wurde nun die Absicht des Prinzen klar; er wandte sich daher zu dem Indier mit den Worten:

„Ich bin bereit, Dir mein Wort zu halten; — bleibst auch Du bei dem Deinigen, daß nur die Hand meiner Tochter es ist, nach der Du Verlangen trägst und bist Du bereit, auf jede Mitgift zu verzichten?" —

Da war der habsüchtige Indier nun in einer gewaltigen Verlegenheit. Er hatte einmal gesagt, daß ihm an den Schätzen, welche man ihm geboten hatte, Nichts gelegen sei; widerrief er jetzt, so hatte er den Zorn des Königs zu fürchten und er wurde vielleicht mit Schimpf und Schande von dannen gejagt. Lange Zeit, sich zu besinnen, hatte er nicht, darum erbot er sich, dem Könige das Roß zu überlassen und dagegen die Prinzessin, ohne alle weitere Mitgift zu nehmen.

Der Prinz war betroffen, er hatte solche Bereitwilligkeit nicht erwartet; auch der König wurde wieder irre und die Prinzessin sah betrübt vor sich hin.

Unterdessen aber hatte der schlaue Indier schon einen Plan entworfen, wie er nicht nur die Hälfte der Schätze des Königs erhalten, sondern dieselben ganz allein erben wollte.

Noch ein Mal ließ er sich die Zusicherung geben, daß er

[illegible] wirklich erhalten solle, und sobald der König diese [illegible] sprach der Indier:

„Damit Du, mein König, erkennest, daß mein Werk des [illegible] nicht unwerth ist, indem es der Vortheile viele bietet, [illegible] Du erproben, daß ich es nicht allein bin, dem es ge[illegible] und den es sicher durch die Lüfte trägt. Laß einen An[illegible] es besteigen, und erhebt es sich nicht sogleich mit ihm, [illegible] er den Kunstgriff angewendet, den ich ihm zeigen werde, [illegible] ich Dir Dein Königliches Wort zurückgeben und Du [illegible] mich als einen Betrüger strafen."

Der König war mit dieser Prüfung einverstanden; er wandte [illegible] zu den Hofleuten mit der Frage, ob Keiner einen Ritt auf [illegible] Pferde unternehmen wolle. Alle hielten dies jedoch für [illegible] Wagestück, das leicht den Hals kosten konnte, weshalb sich [illegible] auch Keiner meldete.

[illegible] schwang der Prinz, voll Unmuth darüber, daß sein [illegible] die Schwester von dem Indier zu befreien, mißlungen war, sich auf das Roß und rief Jenem zu:

„Zeige mir, wie ich das Pferd in Bewegung setze, ich will [illegible] Ritt durch die Luft machen!"

Der Indier trat hinzu, zeigte auf einen Knopf, welcher [illegible] der Mähne des Rosses angebracht war und sagte:

„Siehst dieses Knöpfchen, Prinz: ein Druck Deines Fingers [illegible] Thiere Bewegung und läßt es hoch empor steigen in [illegible] Wolken. Der Zügel lenkt es alsdann, wohin es Dir be[illegible] und willst Du, daß es zur Erde zurückkehre, so —"

Ehe er den Satz ausgesprochen, erhob sich das Roß pfeilschwind und führte den Prinzen hoch hinauf in die Wolken. Der Indier hatte nämlich während er sprach, unvermerkt an dem Knopfe gedrückt, das Roß flog mit seinem Reiter da[illegible], der nun zwar wohl wußte, wie dasselbe in die Höhe, [illegible] aber, wie es wieder zur Erde zu bringen sei.

In der höchsten Bestürzung sah Alles dem kühnen Reiter [illegible], der in wenigen Augenblicken so hoch stieg, daß man ihn [illegible] noch sehen konnte; dann wandte sich das Roß, wahrscheinlich vom Zügel gelenkt, seitwärts, und bald war es mit dem Prinzen den Augen der Erschreckten gänzlich entschwunden.

Schon glaubte der hinterlistige Indier zu triumphiren, denn er rechnete mit Sicherheit darauf, der Prinz könne und werde nicht wiederkehren von dem gefährlichen Ritt. Da dieser das Geheimniß, wie das Roß zur Erde zu lenken war, nicht wußte, so ließ sich annehmen, dasselbe werde mit dem Reiter immer höher steigen und in der kalten Wolkenregion so lange verweilen, bis Jener erstarrte, und dann konnte sein Herabstürzen nicht ausbleiben.

Indessen hatte der Bösewicht sich insofern verrechnet, daß sein verrätherisches Beginnen nicht unbemerkt geblieben war; das scharfe Auge der Prinzessin hatte es wohl gesehen, wie er absichtlich das Roß in Bewegung gesetzt, bevor er noch seine Rede vollendet hatte, und während der König und seine Umgebung vom Schreck gefesselt waren, rief sie ihrem Vater zu:

„Wehe uns! wir sind in die Hände eines schändlichen Betrügers gefallen! — Er hat meinen Bruder in den sichern Tod geschickt, denn mit meinen Augen habe ich gesehen, daß er das Pferd in die Höhe steigen und meinem Bruder nicht die Zeit ließ, zu hören, wie er das Pferd zur Erde zurückbringen solle!“

Da wandte der König sich zornig zu dem Indier:

„Ist es wahr, daß mein Sohn verloren, daß es ihm unmöglich ist, zu uns zurückzukehren?“

Der Indier zwang den Ausdruck des Schmerzes in sein Gesicht und zuckte mit den Achseln.

„Und Du, der Du wußtest, daß er den Tod finden wird, Du triebst ihn absichtlich hinauf?“ fragte der König weiter mit immer steigendem Zorn.

Der Indier blieb scheinbar so ruhig, als hätte er das reinste Gewissen, und indem er die größte Trauer heuchelte, erwiderte er:

„Nicht weniger, als Dich, o König, erfüllt es mich mit Betrübniß, daß Dein Sohn, der ja jetzt mein Bruder ist, sich in so große Gefahr begeben hat; doppelt aber schmerzt es mich, daß Du der Beschuldigung Glauben schenkst, ich hätte mit Absicht jene Gefahr herbeigeführt. Müßte ich nicht der verworfenste Mensch sein, wenn ich also gegen den Bruder meiner Gattin handelte?“

„Ich bin Deine Gattin noch nicht," nahm die Prinzessin das Wort, „und nimmer glaube ich, daß mein Vater mich zwingen werde, dem Mörder seines Sohnes meine Hand zu reichen."

„Habe ich nicht des Königs Wort?" fragte der Indier fast ungestüm, „und wird er, dessen Gerechtigkeit weit und breit gepriesen wird, mir sein Wort brechen?"

„Du bist ein Mörder!" rief die Prinzessin, „und wie es einem solchen gebührt, wird mein Vater Dich behandeln. Willst Du leugnen, was ich gesehen? wagst Du es, mich der Lüge zu beschuldigen vor Allen hier, die mich kennen und wissen, daß ich deren unfähig bin?"

„Ich zeihe Dich der Lüge nicht, Prinzessin," erwiderte der Indier, indem er sich zur Sanftmuth zwang, „doch wir Alle sind Menschen und dem Irrthum unterworfen. So hast auch Du Dich geirrt, und als Deines Bruders Finger unvorsichtig den Knopf zu früh berührte, meintest Du, es sei der meinige gewesen."

Die Prinzessin aber behauptete genau gesehen zu haben, daß nicht ihres Bruders Hand es gewesen, welche den Knopf gedrückt, und sie forderte ihren Vater auf, den Mörder zu strafen.

„Wohlan!" nahm der König, sich zu dem Indier wendend, das Wort, „Du hast meiner Gerechtigkeit gedacht, und Du sollst sie auch gegen Dich walten sehen. Meiner Tochter Zeugniß kann ich ohne Bedenken gelten lassen, denn nie kam noch eine Lüge über ihre Lippen. Dennoch will ich nicht früher gegen Dich einschreiten, bis es ganz erwiesen ist, daß Du Unglück über mein Haus gebracht hast. Drei Monden will ich der Wiederkehr meines Sohnes harren; kommt er zurück, so wird er uns sagen können, ob es seine Schuld gewesen, die uns in solche Angst versetzt hat; kommt er nicht und sendet er auch keine Nachricht, so ist sein Untergang gewiß, und Du wirst büßen, wie es dem Mörder gebührt. — Bis zur Entscheidung werde ich Dich in einem Zimmer meines Palastes bewachen lassen, wo es Dir an Nichts fehlen wird; Du sollst behandelt werden, wie mein Sohn."

Statt von der Milde des Königs bewegt zu werden, er-

munterte sie den Indier vielmehr zu unerhörter Frechheit; er erhob sich trotzig und sprach:

„Weiß man hier so dem gegebenen Worte auszuweichen? — Glaubt Ihr, ich sehe nicht klar, worauf es abgesehen ist? — Mein unersetzliches Kunstwerk habt Ihr mir entführt, und um mir den bedungenen Lohn vorzuenthalten, klagt Ihr mich mörderischer Absichten an, wollt mich gefangen setzen und als Verbrecher richten! — Wenn ich erst aus dem Wege bin, dann wird der Prinz wohl zurückkommen, denn sicher hat er mir mein Geheimniß bereits abgelauscht und wird es nicht unbenutzt lassen!“ —

Jetzt ging des Königs Langmuth zu Ende.

„Du wagst es, mich zu schmähen?“ rief er im höchsten Zorn. „Vergissest Du so ganz, wer Du bist und wer ich bin? — So sollst Du denn meine Macht erkennen!“

Und er befahl, den Indier in Ketten zu legen und ihn, statt in ein Gemach des Palastes, wie es ihm vorher zugedacht war, in einen festen Kerker zu bringen, wo er, zur Strafe für sein ungebührliches Benehmen, bei schmaler Kost die vom Könige bestimmte Zeit bis zur Entscheidung zubringen sollte.

Dieser Befehl wurde sofort vollzogen, ein halb dunkles Gefängniß nahm den verwegenen Bösewicht auf.

8.

Unterdessen hatte der Prinz Ibrahim auf seinem gefährlichen Ritt durch die Wolken einen ziemlich weiten Weg zurückgelegt. Wohin das Pferd ihn aber trage, konnte er unmöglich wissen, denn nachdem er kaum einige Minuten auf dem Wunderthiere gesessen, hatte er die Erde gänzlich aus dem Gesicht verloren, und da eben, nur von Wolken umgeben, konnte er nicht einmal die Richtung, welche er nahm, mit Bestimmtheit angeben, wenn er sich auch einigermaßen nach dem Stande der Sonne zu richten vermochte.

Anfangs hatte dem kühnen Prinzen der Ritt, obwohl er denselben in übler Laune angetreten, viel Vergnügen gemacht; es gefiel ihm gar nicht übel, wie er in der Tiefe unter sich

Städte, Wälder, Felder und Berge liegen sah, wie ihm nach und nach die Menschen da unten wie Fliegen, die Bäume wie kleine Blümchen, die Berge wie handgroße Erdhaufen erschienen, und er über dem Allen hinschwebte, dem Himmel immer näher kam und endlich auch die Wolken unter sich sah. Als er aber hoch genug gestiegen war, da sehnte er sich doch zurück zur Erde, denn in der lautlosen Stille, welche ihn umgab, fing er an, sich unheimlich zu fühlen, und es stellten sich Unbequemlichkeiten ein, an welche er nicht gedacht hatte.

Er war nämlich der Meinung gewesen, je näher er der Sonne komme, um so wärmer müsse es da oben werden. Das glaubten mit ihm Viele damals, und Prinz Ibrahim hatte gar keinen Grund, etwas Anderes vorauszusetzen. Er war daher nicht ganz ohne Besorgniß gewesen, er werde es da oben vor Hitze nicht aushalten können, ja, der gewaltige Feuerball, für welchen Jedermann, und auch er die Sonne hielt, werde ihn am Ende verbrennen. Er wunderte sich daher nicht wenig, daß, je höher er stieg, je näher er also der Sonne kam, die Luft immer kälter wurde, so daß ihn am Ende ganz erbärmlich zu frieren anfing. Immer noch in dem Glauben, es müsse bei größerer Annäherung an die Sonne wärmer werden, ritt er immer frisch weiter in die Höhe, sah sich aber gewaltig getäuscht, denn bald hatte ihn die Kälte dergestalt mitgenommen, daß seine Glieder zu erstarren begannen.

Jetzt dachte Prinz Ibrahim allen Ernstes an die Rückkehr, denn mit jeder Minute fühlte er sich unbehaglicher in der Wolkenregion. Da aber fiel ihm zum ersten Male ein, daß er zwar wohl gelernt habe, das Wunderpferd in die Höhe, nicht aber, es wieder zur Erde zu bringen.

Er suchte den Knopf auf, welchen ihm der Indier gezeigt, aber sobald er denselben berührte, schoß das Pferd mit solcher Gewalt in die Höhe, daß der Ruck ihn vielleicht aus dem Sattel geworfen hätte, wäre er nicht ein so tüchtiger Reiter gewesen, und daß er sich unwillkürlich bückte, als fürchte er, sich den Kopf am Himmelsgewölbe zu zerstoßen.

Was war nun zu thun? — Der Prinz befand sich in einer verzweifelten Lage; seine Glieder erstarrten immer mehr,

er fühlte, daß er sich nicht mehr lange auf dem Rosse werde halten können, und schon faßte er den Entschluß, sich von der unermeßlichen Höhe hinabzustürzen, weil es ihm besser schien, auf solche Weise rasch zu sterben, als hier eben langsam und qualvoll zu erfrieren.

Glücklicher Weise folgte diesem Entschluß nicht sogleich die Ausführung, und während der Prinz sich selbst noch Vorwürfe über seine Tollkühnheit machte, nebenher auch auf den Indier schalt, der ihn ohne die gehörige Anweisung zum Wiederkommen in die Luft geschickt hatte, untersuchte er noch ein Mal genau das Roß.

Und siehe da! es bewährte sich auch hier, daß man niemals sogleich zum Aeußersten schreiten, niemals die Hoffnung aufgeben müsse. Prinz Ibrahim zuckte schon mit dem Fuße, um ihn aus dem Steigbügel zu ziehen und dann den halsbrechenden Sprung zu machen, — da gewahrte er in dem rechten Ohr des Pferdes eine kurze Schnur, deren Vorhandensein er bis dahin nicht bemerkt hatte.

In einer Lage, wie die des Prinzen Ibrahim war, ist auch der kleinste Umstand von Wichtigkeit. Der Prinz fragte sich daher auch sogleich: „Wozu mag dieses Schnürchen dienen?“ — und ehe er noch über die Antwort nachgedacht, hatte er es erfaßt, es gab nach und in demselben Augenblicke bemerkte Prinz Ibrahim, daß das Pferd sich senke.

Wer war froher, als unser halb erfrorene Luftreiter! — In der Freude seines Herzens zog er aber jetzt so ungeheuer an der Schnur, daß das Pferd wie ein Pfeil unaufhaltsam der Erde entgegen schoß, und der Reiter sich mit beiden Händen festhalten mußte, um bei der rasenden Eile, mit welcher das Roß die Luft durchschnitt, nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Man brauchte nicht die Gabe der Weissagung zu besitzen, um voraussagen zu können, bei dieser rasenden Eile würden Roß und Reiter so unsanft mit dem Erdboden zusammenstoßen, daß Beide zerschellen müßten, eine Aussicht, welche gerade nicht sehr tröstlich für den Prinzen Ibrahim gewesen sein mag. Indessen sah er kein Mittel, die Sache zu ändern, und so ließ er sie denn geduldig gehen, wie sie wollte. Uebrigens blieb

[illegible] auch sehr wenig Zeit zur Ueberlegung, denn kaum hatte [illegible] einige Minuten gewährt, so konnte er im Lichte der [illegible] Sonne die bewohnte Erde unter sich erkennen, [illegible] als es ihm nun plötzlich einfiel, daß es allerdings ein [illegible] gäbe, sich vor dem jähen Sturze zu bewahren, — er [illegible] ja nur den Knopf ein Wenig drücken und so das Roß wieder etwas steigen lassen, wenn er dann behutsamer, als zuvor, die Schnur zog, so kam er ohne Zweifel sanfter zur Erde nieder und konnte sich den Platz aussuchen, wo er absteigen wollte, — genug, als dies unserm Reiter einfiel, da verlor er die Besinnung, seine Augen schlossen sich und ohnmächtig war er seinem Schicksal preisgegeben.

Wenn es nun auch nicht des Schicksals Wille war, unsern Prinzen zerschmettert auf Gottes schöne Erde niederfallen zu lassen, so drohten ihm des Todes Schrecken doch in einer [illegible] Gestalt. Er befand sich, als sein Pferd die letzte [illegible] von oben herab zurücklegte, eben über einem tiefen Teiche, — der Zügel war der Hand des Reiters entfallen, das Pferd schoß unaufgehalten herab, in der nächsten Minute schlugen die Wellen über Mann und Roß zusammen.

Wer wollte es nicht von Herzen bedauern, daß ein so junger, schöner und edler Prinz, wie Ibrahim es war, ein solch' klägliches Ende finden sollte? — Nun, tröstet Euch nur, Ihr mitleidigen Seelen! hat sein glücklicher Stern ihn davor bewahrt, dort oben in der Sonnennähe zu erfrieren, so schützt er ihn vielleicht auch jetzt vor dem Wassertode. —

Prinz Ibrahim erwachte aus seiner Erstarrung, und zwar nicht etwa auf dem Grunde des Teiches, — das hätte er schon sollen bleiben lassen, — sondern auf einem weichen Lager, welches in einem mit großer Pracht ausgestatteten Gemache stand.

Im ersten Augenblicke war der Prinz im Zweifel, ob er wache und aus einem schweren Traume in die Wirklichkeit zurückgekehrt sei, oder ob er sein Erdenleben beschlossen habe und sich bereits an jenem Orte befinde, der, wie er bei seinem

rechtschaffenen Wandel wohl hoffen durfte, sich einst ihm öffnen würde.

Er rieb sich die Augen und schaute um sich; da sah er neben seinem Lager sich einen Mann aufrichten, der ohne Zweifel so lange an seiner Seite gesessen hatte.

„Gepriesen sei der Herr!" sprach dieser, als er den Prinzen die Augen aufschlagen sah; „Du bist gerettet, Fremdling!"

„Wo bin ich?" fragte der Prinz, der nun wohl erkannte, daß er noch lebe und sich auf der Erde befinde.

„Du bist im Palaste der Fürstin Innocentia, der gütigsten der Frauen, von ihrem Volke der „Quell der Milde" genannt," entgegnete der Mann.

„Und wie kam ich hierher?" fragte der Prinz weiter.

„Diese Frage möchte ich an Dich richten," erwiderte Jener. „Aus dem großen Teiche im Garten des Palastes haben wir Dich und ein ungestaltetes, lebloses Pferd gezogen, an welches Deine erstarrten Hände sich geklammert hatten. Die Herrin gebot, Dich hierher zu tragen auf ein Bett und Alles zu versuchen, Dich wo möglich in's Leben zurück zu bringen. — Es ist gelungen, und nun will ich sogleich zu meiner Herrin eilen, damit ich ihr verkünde, daß ihre Güte wieder ein Menschenleben gerettet hat." —

Er ging hinaus; nach einer Weile aber kehrte er wieder, öffnete die Thür, trat ehrerbietig zurück und eine ältliche Dame kam auf das Lager zu, auf welchem der Prinz jetzt aufrecht saß.

„Ich freue mich," sprach sie, „daß es gelungen ist, Dich dem Tode zu entreißen, fremder Mann, und komme, mich selbst zu überzeugen und Dich zu fragen, wie Du Dich befindest."

Während die Fürstin diese Worte sprach, hatte Ibrahim Gelegenheit, die sanften und wohlwollenden Züge derselben zu betrachten, und er fand darin den Ausdruck so hoher Güte, daß er augenblicklich erkannte, wie sehr sie den schönen Namen verdiene, welchen ihre Unterthanen ihr beigelegt hatten.

„Bevor ich von mir spreche," hob der Prinz an, „erlaubt mir, edle Frau, Euch zu danken für die Rettung meines Lebens und die gütige Aufnahme, welche Ihr dem Fremdlinge angedei-

[illegible] liebet. „Ich werde schwerlich im Stande sein, anders Euch meinen Dank zu erkennen zu geben, als in schwachen Worten —“

„Ich kam nicht hierher, mir Deinen Dank zu holen,“ unterbrach ihn die Fürstin; „ich wollte sehen, ob Du ganz gerettet bist, ob der Unfall, welcher Dich betroffen, keine üblen Folgen für Dein Leben und Deine Gesundheit nach sich ziehen wird.“

„Ich befinde mich wohl,“ versetzte Prinz Ibrahim, „wenngleich etwas ermattet, was mich nach Dem, das in den letzten Stunden mit mir vorgegangen ist, nicht eben wundern darf.“

„So ruhe aus,“ sprach die Fürstin; „fühlst Du das Bedürfniß nach Speise und Trank, so sollen meine Diener Dir reichen, was Du wünschest. Dann lege Dich zur Ruhe; es ist Nacht; ein sanfter Schlaf wird Dich stärken, und wenn Du ausgeruht, dann sollst Du mir Deine Schicksale erzählen.“ —

Mit diesen Worten ging sie wieder hinaus, nachdem sie dem zurückbleibenden Diener angedeutet, er solle des Fremden Wünsche nach allen Kräften befriedigen. — Gewiß war die edle Fürstin sehr neugierig, zu erfahren, wie der Fremdling in [illegible] Teich gerathen und wer er überhaupt sei; aber so groß war ihre Güte, daß sie den augenscheinlich sehr Schwachen jetzt nicht belästigen mochte; auch wollte sie wohl seinen Dankesworten, deren Wiederkehr zu erwarten war, ausweichen. —

Manchem Andern würde nach einer solchen Luft- und Wasser-Expedition, wie sie Prinz Ibrahim durchgemacht hatte, wahrscheinlich aller Appetit vergangen sein, und das wäre auch gewiß kein Wunder gewesen. Unser wackere Königssohn besaß aber neben seinen übrigen Tugenden und ehrenwerthen Eigenschaften auch einen erstaunlichen Grad von Muth, und hatte bei dem Gedanken an die Gefahren, von denen er bedroht gewesen, zu schaudern, freute er sich vielmehr darüber, daß er sie bestanden und glücklich überstanden habe. Da er nun also in seinem Gemüthe ganz vergnügt war, und da, wie die Erfahrung lehrt, die frische Luft den Appetit befördert, so fühlte Prinz Ibrahim sich gar nicht abgeneigt, eine gute Mahlzeit einzunehmen, denn die frische Luft hatte er in ihrer schönsten Reinheit und in solchem Maaße genossen, daß sie seinen Magen ge-

hörig ausgezehrt, und was dann etwa noch zu thun übrig gewesen wäre, hatte das Wasser des Teiches verrichtet.

Ibrahim bat daher den zurückgebliebenen Diener um einen Imbiß und einen stärkenden Trunk, und bald darauf stand ein gedeckter Tisch vor ihm, reichlich mit den schönsten Speisen und dem köstlichsten Weine besetzt. Der Prinz konnte nicht umhin, dem Koche, wie dem Kellermeister der Fürstin, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und er mußte gestehen, eine solche Mahlzeit würde ihm auch munden, wenn er nicht die Reise von der höchsten Wolkenhöhe bis auf den Grund eines so und so viele Klafter tiefen Teiches gemacht hätte.

Während unser Luftreisende es sich vortrefflich schmecken ließ, erkundigte er sich zugleich bei dem Diener, der mit aller Aufmerksamkeit, welche die Gastfreundschaft erfordert, sich mit ihm beschäftigte, welches eigentlich das Land sei, dem das Glück beschieden, von der gütigen und liebenswürdigen Königin Innocentia regiert zu werden.

Da vernahm er denn einen Namen, den er zwar einige Mal früher schon nennen gehört, doch etwas Näheres über dieses Land hatte er nie vernommen, denn seiner oberflächlichen Berechnung nach mußte dasselbe weit über hundert Meilen von seiner Heimath entfernt liegen.

— Eine hübsche Reise, die ich da in einigen Stunden gemacht habe! — dachte Prinz Ibrahim bei sich; — das Pferd des Indiers ist doch eigentlich so übel nicht, wenn man nur erst gehörig damit umzugehen versteht! —

Unterdessen der Reisende seine Mahlzeit beendete und durch den lieblich duftenden Wein den Wassergeschmack in seiner Kehle vertilgte, welchen er aus dem Teiche mitgebracht hatte, machte der Diener ihm das Lager wieder zurecht, damit er sich bequem von seinen Strapazen ausruhen könne, und nachdem Prinz Ibrahim das letzte Gläschen geleert, streckte er sich behaglich auf dem weichen Bett aus. — Einer Wiege bedurfte er nicht, seine Reise hatte ihn hinlänglich ermüdet, und bald schlief er so sanft und fest, wie in seines Vaters Palaste. —

Als Prinz Ibrahim am nächsten Morgen erwachte, fühlte er sich so frisch und munter, daß er auf der Stelle einen neuen

Auftritt hätte unternehmen können. Doch wäre es natürlich gegen alle Regeln der Höflichkeit gewesen, hätte er so ohne Weiteres sich entfernen wollen; er mußte doch von seiner freundlichen und liebreichen Wirthin, welche noch nicht einmal wußte, wen sie beherbergt hatte, Abschied nehmen und noch ein Mal versuchen, seinen Dank bei ihr anzubringen.

Er war kaum vom Lager aufgestanden, als der Diener schon wieder erschien, um sich nach seinen Befehlen zu erkundigen. Statt eines Befehls sprach der Prinz den Wunsch aus, den wunderschönen Garten beschauen zu dürfen, in welchen man von dem Fenster des Gemaches aus, worin er sich zur Zeit befand, schauen konnte. Ibrahim hatte nur einen Blick hinausgeworfen und war entzückt worden von der Pracht, welche hier herrschte, und als er dann das Fenster geöffnet hatte und ihm der lieblichste Blumenduft entgegen geströmt war, da konnte er der Lust nicht widerstehen, einen Gang durch die reizenden Anlagen und Blumenbüsche zu machen.

Natürlich fand des Gastes Gesuch die bereitwilligste Gewährung, der Diener führte ihn sogleich hinaus und stellte es ihm sodann anheim, zu gehen, wohin er wolle. Dem Prinzen waren Pracht und Schönheit zwar nichts sonderlich Neues, denn in seines Vaters Palästen und den dazu gehörigen Gärten war des Prachtvollen und Schönen überreich zu finden, daß man nicht leicht an einem anderen Orte so viel desselben beisammen traf; aber hier war mit einem seltenen Glanze ein so feiner, sinniger Geschmack verbunden, daß Ibrahim sich ganz bezaubert fühlte.

Langsam durchstrich er den Garten, verweilte hier und dort, die wundervollen Anlagen mit Wohlgefallen und Bewunderung musternd. Endlich kam er auch zu dem Ufer des Teiches, aus welchem man ihn gerettet hatte. Derselbe lag ziemlich in der Mitte des Gartens, war ringsum von Rosengebüschen eingeschlossen und lag so klar wie ein Spiegel, von der Morgensonne beglänzt, da. Aber wie schön er anzuschauen war, er barg er auch eine gefährliche Tiefe, und indem Ibrahim denselben musterte, wurde auf's Neue sein Herz von Dankbarkeitsgefühl erfüllt, daß man ihn hier dem sichern Tode entrissen hatte.

Hinter einer Hecke in der Nähe des Teiches fand er auch das Zauberroß, welches man dort unbeachtet hatte liegen lassen, ein Zeichen, daß man sich ausschließlich mit ihm beschäftigt habe. —

Wahrhaft erquickt kam der Prinz von seinem Spaziergange zurück; bald darauf erschien der Diener und bat ihn, er möchte ihm zu der Fürstin folgen.

Durch mehrere eben so zierlich als reich ausgestattete Zimmer gelangten sie in eine, mit den herrlichsten Gewächsen besetzte Galerie, und am Ende derselben öffnete sich das Gemach der Fürstin.

Sie empfing ihren Gast mit leutseliger Freundlichkeit, fragte ihn, ob man es ihm auch an Nichts habe fehlen lassen, und ob er keine unangenehmen Folgen der gestrigen Ereignisse empfinde.

Der Prinz versicherte, daß er sich vollkommen wohl fühle, und fügte mit den wärmsten Danksagungen hinzu, er habe hier in jeder Beziehung eine Aufnahme gefunden, wie er dieselbe durchaus nicht besser wünschen könne.

Nunmehr kam es auch zur Sprache, wer Prinz Ibrahim, daß er eines Königs Sohn und Thronfolger, der einstige Beherrscher eines reichen und blühenden Landes sei, und auf welche außergewöhnliche Art er in den Teich der Fürstin gekommen.

Diese freute sich zwar, als sie vernahm, wer der Fremdling war, dem sie das Leben erhalten hatte, dabei aber wich doch nur auf Augenblicke ein trüber, schmerzlicher Zug aus ihrem Gesicht, welchen Prinz Ibrahim gleich beim Beginn seiner Unterredung mit ihr bemerkt hatte.

„Welche Angst und Sorge muß Euer Vater um Euch ausstehen, o Prinz!“ hob sie an, als Ibrahim die Erzählung von seiner wunderbaren und gefährlichen Luftreise beendet hatte. „Wird er Euch nicht todt, eines entsetzlichen Todes gestorben glauben, da nun schon ein ganzer Tag vergangen ist, und Ihr noch nicht zurückgekehrt seid? — Ach, das Herz der Eltern quält sich so leicht mit den schrecklichsten Vorstellungen und betrübt sich tief, weiß es ein geliebtes Kind in Gefahr!“

„Solltet Ihr, edle Fürstin, solchen Schmerz erfahren ha-

[illegible]?" fragte Prinz Ibrahim theilnehmend. „Ihr seid von so [illegible] Glanze, so vieler Schönheit umgeben, Eure Unterthanen lieben Euch und haben Euch einen ehrenden Namen gegeben, und doch scheint Ihr traurig."

„Soll ich nicht trauern?" entgegnete die Fürstin. — „Ach, [illegible] aller Glanz, alle Pracht und Schönheit, die mich umgeben, selbst die Liebe meiner treuen Unterthanen, dies [illegible] vermag den tiefen Schmerz um ein verlornes, theures Kind nicht zu tilgen!"

„Wie? Ihr habt ein Kind verloren?" fragte der Prinz.

Die Fürstin, der es wohlthun mochte, einem theilnehmenden Herzen ihr Leid klagen zu können, hob nach einem tiefen Seufzer an:

„Wenn Ihr mich anhören wollt, Prinz, so will ich Euch die Geschichte meines Unglücks mittheilen. — Vor drei Jahren [illegible] mein Gemahl, betrauert von dem ganzen Lande, denn er war ein guter und gerechter Fürst und seine Unterthanen waren glücklich unter seiner weisen und väterlichen Regierung. Leider wurde er während der letzten Jahre seines Lebens von einer schweren Krankheit heimgesucht. Umsonst berief ich die berühmtesten Aerzte von weit und breit hierher, keiner von ihnen vermochte ihm zu helfen, sein Leiden nahm immer mehr zu, so daß es ihn unfähig machte, den Regierungsgeschäften vorzustehen. Da legte er voll Vertrauen dieselben in meine Hand, denn er wußte, daß mir stets das Wohl unserer Unterthanen eben so am Herzen gelegen, wie ihm, und ich leitete seitdem die Regierung in seinem Namen.

„Als nun sein Zustand immer bedenklicher wurde und die traurige Kunde sich durch das Land verbreitete, er werde nicht mehr lange zu leben haben, da kamen von allen Seiten Abgeordnete des Volkes, welche baten, für den Fall, daß das Unglück, ihn zu verlieren, wirklich eintreten sollte, möge der Fürst das Land, obwohl er keinen Sohn habe, nicht an einen fremden Herrscher kommen lassen, denn, wie Alle versicherten, befanden sie sich auch unter meinem Regimente wohl, und darum war es ihr Wunsch, ich solle, wenn der Tod meinen Gemahl entriefe, die Regierung allein weiter führen. Mein Gemahl

kam dem Wunsche seines Volkes nach, indem er in seinem letzten Willen bestimmte, ich solle bis zu meinem Tode die Regierung behalten, welche dann auf den Sohn seines Bruders übergeben würde. Der Bruder meines Gemahls war nämlich schon früher gestorben und der Letztere hatte sich des jungen Prinzen angenommen. Diesen sollte ich nun in allen Tugenden eines guten Herrschers erziehen, damit, wenn er einst den Thron bestiege, das Volk nicht minder glücklich sei, als es unter unserer Regierung gewesen.

„Die Freude des Volkes, als diese Bestimmung im Lande verkündigt wurde, erlitt nur eine Unterbrechung, als das lange gefürchtete traurige Ereigniß, der Tod meines Gemahls, wirklich eintrat. — Bereitwillig huldigten mir Alle als ihrer rechtmäßigen Fürstin, gelobten mir Treue und Gehorsam, wogegen ich ihnen feierlich versprach, aus allen Kräften ihr Bestes zu wahren und zu fördern.

„Die ungeheuchelte Liebe, welche man mir überall entgegen trug, und der Besitz einer geliebten Tochter, meines einzigen Kindes, richteten mich auf in meinem Schmerz über den Tod des Gatten. Die Ausübung der Pflichten, welche mir auferlegt waren, zerstreute mich und ließ mich weniger an meine eigenen Angelegenheiten denken, als an die des mir anvertrauten Volkes. Ich begann ruhiger zu werden, schon wollte mein Herz sich der Freude wieder öffnen, als ein harter und schwerer Schlag mich traf.

„Mein Grenznachbar, der wilde König Pausanio, von Allen, die ihn kennen, nur „der Geier" genannt, mochte schon lange mit lüsternen Augen auf mein blühendes Land geschaut haben. Der Umstand, daß mein Gemahl keinen männlichen Erben hatte, ließ Pausanio schon früher um die Hand meiner Tochter werben; aber mein Gemahl mochte sein Kind dem Geier nicht geben, darum wies er ihn mit seiner Werbung ab. Seit dieser Zeit war er uns feindlich gesinnt, was er bei verschiedenen Gelegenheiten kundgab; dessenungeachtet aber wiederholte er bei mir seine Werbung um meine Tochter, als er die Nachricht von dem Tode meines Gemahls erfuhr. Natürlich war es dabei seine Hauptabsicht, sich meines Landes zu bemäch-

[illegible], denn sobald er die Hand meiner Tochter erlangt hätte, würde er Ansprüche auf dasselbe erhoben haben.

„Auch ich wies ihn indessen zurück, indem ich weder seinen Bitten Gehör gab, noch mich durch seine Drohungen schrecken ließ. Wußte ich doch, daß ich in jeder Gefahr fest auf meine [illegible] Unterthanen zählen könne.

„Dennoch führte der Bösewicht seine Drohung, er werde auch gegen meinen Willen sein Ziel erreichen, aus, und zwar wendete er dabei nicht offene Gewalt, sondern Hinterlist an. Er wußte, daß meine Tochter öfter mit ihren Dienerinnen ganz allein Lustfahrten auf dem Flusse machte, der unser Gebiet durchströmt. Bei dem tiefen Frieden, in welchem wir seit vielen Jahren mit unsern Nachbarn lebten, war dabei niemals ein Unfall vorgekommen, und unbesorgt überließ meine Tochter sich ihrem Vergnügen.

„Da, als sie sich eines Tages auch, nur von zwei Dienerinnen begleitet, in einem leichten Nachen auf den Fluß hinaus gemacht hatte und munter denselben hinabruderte, nahte ein stark bemannter Kahn dem kleinen Fahrzeuge, und kaum war er so weit herangekommen, daß man die Darinsitzenden erkennen konnte, da gewahrten die Mädchen mit Schrecken unter ihnen den Geier.

„Zu entfliehen war nicht, denn wie hätten die schwachen Hände der Mädchen vermocht, ihr Fahrzeug schneller fort zu bringen, als die Ruderer des Geiers das ihrige? — Ueber die Absicht des Letzteren konnten sie auch nicht lange in Zweifel sein, denn Pausanio's rauhe Stimme rief ihnen zu: „Gieb Dich gefangen, schönes Pfauenauge!“ — so nannte man meine Tochter, welche eigentlich Smaragda heißt, — „Du entkommst mir doch nicht mehr!“ — Kaum hatten die Mädchen diese Worte vernommen, so warfen die Räuber große Haken nach dem Nachen, welchen Jene mit der letzten Kraftanstrengung fort zu bringen suchten, rissen ihn an ihr Fahrzeug heran, Pausanio sprang in den Nachen, ergriff meine Tochter und hob sie, ihrer flehentlichsten Bitten ungeachtet, in sein Fahrzeug. — Die beiden Dienerinnen wurden nicht berührt; der wilde Geier rief ihnen zu: „Sagt Eurer Fürstin, weil sie mir Smaragda

nicht zum Weibe geben wollte, so habe ich sie mir geholt. Will sie ihr Kind wiedersehen, so soll sie gutwillig ihr Land mir abtreten; weigert sie sich dessen, so bleibt Smaragda meine Gefangene; willigt sie aber ein, so soll ihre Tochter Königin werden und über zwei Länder herrschen." — Darauf gaben die Ruderer lachend dem Nachen der Mädchen einen Stoß, daß er weit fortgeschleudert wurde, dann ruderten sie mit aller Macht den Fluß hinunter und waren bald mit ihrer Beute verschwunden.

„Wie soll ich Euch beschreiben, Prinz, was ich litt, als die jammernden Mädchen mit der Schreckenskunde nach Hause kamen? — Mein Schmerz kannte keine Grenzen und mein Wehklagen erfüllte den Palast. Blitzschnell verbreitete sich die Nachricht durch die Stadt, durch das Land, die Betrübniß, welche aller meiner Unterthanen sich bemächtigte, wurde nur übertroffen von der Entrüstung über die schändliche That des räuberischen Geiers." —

Der Prinz hatte mit großer Theilnahme zugehört; als die unglückliche Mutter jetzt, von der traurigen Erinnerung ergriffen, inne hielt, nahm er das Wort und sagte beinahe entrüstet:

„Und Eure Unterthanen, von denen Ihr sagt, daß sie Euch so sehr lieben, haben es bei feigen Klagen bewenden lassen? — Habt Ihr nicht Männer in Eurem Lande, welche die Waffen zu führen verstehen, und ist der Muth hier so selten, daß man nicht wagt, dem Räuber mit dem Eisen in der Hand die Beute abzufordern?"

„Ihr thut meinen braven Unterthanen Unrecht," hob die Fürstin wieder an. „Es fehlt hier keineswegs an waffenfähigen Männern, und gewiß ist Keiner, der nicht freudig und muthig für mich und die Meinigen kämpfen würde. Höret mich weiter, bevor ihr ein hartes Urtheil fället. — Nachdem der Raub geschehen war, sandte Pausanio zu mir und ließ mich noch ein Mal auffordern, meine Einwilligung zu geben, daß Smaragda seine Gemahlin werde und ihm als Mitgabe mein Land zubringe. Ich dagegen bot ein hohes Lösegeld für mein Kind, doch der Geier wich von seiner Forderung nicht ab. Da zeigte ich seinem Gesandten die kriegsgerüsteten Schaaren,

[illegible] sich bereits gesammelt hatten, und die, aus allen Theilen des Reiches zusammen geströmt, vor Begierde brannten, sich mit dem Geier zu messen und mein Kind zu befreien. Doch [illegible] des Räubers gab mir höhnend zur Antwort: ‚Mein Herr hat wohl darauf gerechnet, daß man ihm durch Waffengewalt die schöne und reiche Smaragda werde abtrotzen wollen; doch laßt Euch nicht beikommen, zu solchem Mittel zu schreiten: so bald der erste Bewaffnete die Grenze meines Herrn überschreitet, fliegt der Kopf Eurer Tochter vom Rumpfe, und Eure Kämpfer können dann höchstens die Leiche Smaragda's erobern!“ — Diese fürchterliche Drohung hielt meine Streiter zurück und so ist mein armes Kind noch immer in der Gefangenschaft des räuberischen Geiers.“ —

„Ist Pausanio zu solcher Schandthat entschlossen, dann ist ihm freilich nicht mit Gewalt beizukommen,“ versetzte Prinz [illegible]. „Indessen solltet Ihr doch nicht alle Hoffnung aufgeben, edle Fürstin; hat er Euch Eure Tochter mit Hinterlist geraubt, so darf man List auch gegen ihn gebrauchen, der schlecht genug ist, dem offenen, ehrlichen Kampfe auszuweichen, indem er zu feigem Meuchelmorde droht.“

„Der Geier ist schlau,“ entgegnete die Fürstin; „Kundschafter, welche sich in sein Land gewagt, berichten, daß er mein [illegible]liches Kind in seinem, von Mauern und Gräben umgebenen Schlosse gefangen halte, zu welchem nicht einmal einem seiner Unterthanen, viel weniger noch einem Fremden, der Zutritt gestattet ist. Dort wird die arme Gefangene bewacht, niemals darf sie des Schlosses Mauern verlassen, und Keiner bekommt sie noch zu Gesicht. — Was mag die arme Gefangene dort leiden!“ —

Der Prinz war in Nachdenken versunken; nach einigen Augenblicken sagte er rasch:

„Ihr habt mir das Leben erhalten, Fürstin; ich war schon [illegible], daß ich Nichts habe, als Worte, um Euch zu danken; jetzt aber findet sich eine Gelegenheit, wo ich dies besser [illegible] — ich befreie die Prinzessin!“ —

Die Fürstin wußte nicht, ob sie ihren Ohren trauen solle; sie war so freudig überrascht, daß sie erst gar nicht antworten

konnte. Endlich hob sie an, indem ihr Ton Hoffnung und Zweifel zugleich ausdrückte:

„Wie wollt Ihr es möglich machen, Prinz, durch die starken und hohen Mauern zu dringen, welche den Kerker meines Kindes umgeben?“

„Lasset mich nur machen, Fürstin,“ erwiderte Ibrahim; „ich hoffe, schon den Weg zu der Prinzessin zu finden. Geht er nicht durch die Mauern, so geht er über dieselben hinweg.“ —

Wie der Mensch so gern hofft, was er wünscht, so überließ auch die Fürstin sich der Hoffnung, sie werde durch den Prinzen ihr geliebtes Kind zurück erhalten, und schon der bloße Vorsatz Ibrahims, die Befreiung Smaragda's zu versuchen, erfüllte ihr Herz mit hoher Dankbarkeit.

Der Prinz bat nun, noch einige Tage in dem Palaste der Fürstin verweilen zu dürfen, damit er seine Vorkehrungen treffen könne. Daß ihm dies mit Freuden zugestanden wurde, versteht sich von selbst, sowie, daß die Fürstin ihn jetzt nur noch liebreicher behandelte.

Ibrahim aber war während der Zeit, welche er noch in dem Palaste zubrachte, keineswegs unthätig. Er hatte gleich nach der Unterredung mit der Fürstin sein Zauberroß wieder aufgesucht, und nun machte er mit demselben täglich Proben, um es dahin zu bringen, daß dasselbe nicht so jäh aufsteige, und eben so auch nicht mit solcher Schnelligkeit zur Erde komme, wie sie ihm so gefährlich geworden war, ihm beinahe das Leben gekostet hatte.

Nach fleißigen Exercitien hatte er endlich das Roß so in seiner Gewalt, daß es sich ganz nach seinem Willen langsamer oder schneller hob und senkte, und nun ließ er sich von der Fürstin einige Begleiter mitgeben, welche ihm den Weg zu des Geiers Neste zeigen sollten, sein Pferd wurde ihm nachgefahren, und so ging er denn getrosten Muthes, von den Segenswünschen der Fürstin begleitet, an das Werk.

Nach einigen Tagereisen hatte Prinz Ibrahim mit seinen Begleitern die Grenze erreicht, und bald darauf lag das feste Schloß Pausanio's vor ihm.

Daß hier mit Gewalt nicht leicht Etwas auszurichten sein

werde, davon überzeugte Ibrahim sich jetzt vollkommen; denn wenn selbst die mächtigste und tapferste Schaar dieses Mauern erstürmte, konnte der wilde Pausanio die unglückliche Smaragda dennoch ermordet haben.

Der Prinz sandte nun, um jedes Aufsehen zu vermeiden und keinen Verdacht zu erwecken, seine Begleiter zurück, zog, sich für einen fremden Künstler ausgebend, in eine Herberge, und wandte einige Tage dazu an, die obwaltenden Verhältnisse hier zu erforschen. Da hörte er denn Mancherlei, das durch die Leute des Schlosses in der Stadt verbreitet worden war, — denn die Diener großer Herren sollen nicht immer sehr verschwiegen sein, — und so erfuhr er auch, daß König Pausanio sich vergebens bemühe, die Gunst der schönen Prinzessin Smaragda zu erringen, obgleich er es an Nichts fehlen ließ, ihr den Aufenthalt in ihrem Gefängnisse angenehm zu machen.

Er hatte sein Schloß auf das Prächtigste ausschmücken lassen, die besten Sänger, Tänzer und Musiker aus dem ganzen Lande waren zusammen berufen und gleichfalls in das Schloß gesperrt worden, um die Gefangene zu unterhalten, alle Tage ersann der König etwas Neues, woran Smaragda sich ergötzen sollte, aber Alles war vergebens: denn ein Gefängniß blieb das prachtvolle Schloß doch immer für die Prinzessin, und ihre tiefe Traurigkeit ließ sich nicht überwältigen.

Auf diese Nachrichten baute Prinz Ibrahim seinen Plan. Nachdem einige Tage vergangen waren, ließ er öffentlich ankündigen, daß er ein noch nie gesehenes Schauspiel veranstalten wolle: er werde nämlich von einem großen Platze vor der Stadt aus einen Ritt durch die Luft machen.

Das hatte allerdings noch Niemand gesehen, und darum mochte es auch Keiner glauben; man lachte allgemein über die seltsame Ankündigung, nannte den Fremden einen Schalk, der vernünftige Menschen zu Narren machen wolle — und als der Tag erschien, welcher für das Schauspiel bestimmt war, da hatte sich schon am frühen Morgen der weite Platz so mit Menschen gefüllt, daß, wie wir uns auszudrücken pflegen, kein Apfel zur Erde gelangen konnte.

Einige Stunden hatte man damit hingebracht, alle möglichen

Bemerkungen über den verkündigten Luftritt zu machen, man lachte immer noch darüber, daß Jemand denken könne, es werde wirklich an ein so wunderbares Kunststück geglaubt werden, Einige aber hatten sich allen Ernstes vorgenommen, sie wollten den kühnen Fremdling, der es wagte, ein solches Possenspiel mit ihnen zu treiben, derb abstrafen, zu welchem Zweck sie mit ganz respectabeln Stöcken versehen waren.

Jetzt erschien der Verspottete und doch mit Sehnsucht Erwartete, es gab ein mächtiges Gedränge, da Jeder den Reiter und das Pferd in der Nähe sehen wollte, man stieß und zankte sich, und ehe noch das Getümmel unter Denen, welche entfernter standen und die sich vergebens bemühten, näher zu kommen, aufgehört hatte, erhob Ibrahims Pferd sich leicht, wie eine Lerche, in die Luft, der kühne Reiter grüßte lächelnd die erstaunte Menge, und stieg dann immer höher, bis man ihn in den Wolken verschwinden sah.

Jetzt hörte man Ausrufungen der Bewunderung an derselben Stelle, wo man noch eben Spott und Hohn und Drohungen vernommen, und wie die Versammelten vorher mit Ungeduld auf den Beginn des Schauspiels gewartet, so harrte man nun mit Sehnsucht, ob und wann der verwegene Reiter wieder zur Erde kommen werde. Aller Blicke waren nach den Wolken gerichtet.

Ein Jubelgeschrei, welches sich nach einer Stunde etwa erhob, kündigte an, daß der Luftreiter wieder sichtbar werde; bald konnte man deutlich sehen, wie er sein Roß da oben lustig und so sicher tummelte, als befinde er sich mit demselben auf festem Erdboden, und wieder nach einer Weile ließ er sich sanft zur Erde nieder.

Da drängte sich Alles hinzu, die Zunächststehenden ergossen sich in Lobeserhebungen und Ausdrücken der Bewunderung, die Entfernteren jauchzten dem Reiter Beifall zu, Diejenigen aber, welche die Absicht gehegt, ihn durchzuhänen, warfen ihre Stöcke weit von sich und stimmten in den allgemeinen Jubel ein.

Im Triumphe wurde Prinz Ibrahim nach seiner Herberge zurückgeführt. Vor derselben versammelte sich wieder ein großer Volkshaufe, viele Vornehme und Reiche gingen zu dem

...lichem Künstler hinein, boten ihm Geschenke an und über-
...ihn mit Lob.

...ren Verdacht hervorzurufen, nahm der Prinz die
...gebotenen Geschenke an, nahm sich jedoch vor, dieselben,
...er hier fortginge, den Armen zu überweisen; auch gab er
...dringendes Bitten sehr gern das Versprechen, er wollte
...nächstens das seltene Schauspiel noch ein Mal zeigen. —

Eine Begebenheit, welche solch ungeheures Aufsehen ge-
...macht hatte, konnte unmöglich dem Könige verschwiegen bleiben.
...erfuhr davon, und da er begierig nach jeder Gele-
...genheit haschte, seiner armen Gefangenen Vergnügen und Zer-
...streuung zu bereiten, so sandte er sofort nach der Herberge
...und ließ dem Künstler befehlen, derselbe solle am nächsten
Tage sich auf dem Schlosse einfinden, um daselbst seinen Kunst-
...sitz zu zeigen.

Das war es gerade, worauf Prinz Ibrahim gewartet
...hatte, denn daß er nicht hierher gekommen war, um Kunststücke
...produciren, wissen wir ja. —

Am andern Tage waren der König und sein ganzer Hof
...zur bestimmten Stunde versammelt. Man erwartete den Künst-
...ler, und König Pausanio, der seinen Platz an einem Fenster
...genommen hatte, welches nach dem Schloßhofe hinausging,
...wurde schon sehr zornig, daß Jener so lange auf sich warten ließ.

An der Seite des Königs saß die Prinzessin Smaragda,
...traurig vor sich niederblickend und keineswegs die Erwartung
...der unten versammelten Hofleute theilend. Ihre Gedanken
...waren beständig nach der Heimath und auf die geliebte Mutter
...gerichtet, und so war Alles, was um sie her vorging, ihr
...gleichgültig.

Prinz Ibrahim hatte unterdessen, statt nach dem Schlosse
...zu gehen, wieder eine unabsehbare Volksmenge auf dem Platze
...versammelt, von welchem er am vorigen Tage aufgestiegen
...war, und so das Versprechen, welches er gestern gegeben, ge-
...halten. Unter endlosem Freudengeschrei der Zuschauer erhob er
...sich langsam wieder bis in die Wolken hinauf, kam dann so weit
...herunter, daß Jeder ihn sehen konnte und ritt darauf dem
...Schlosse zu.

Hier kam er eben an, als der König in heftiger Wuth deswegen tobte, daß der Fremde es gewagt, seinem Befehle nicht pünktlich zu gehorchen. Doch kam Prinz Ibrahim nicht wie gewöhnliche Reiter zum Thore hinein, sondern man sah ihn über die hohen Mauern hinweg auf den Schloßhof kommen, wo er sich nun zur Erde ließ und sich vor dem Fenster des Königs verneigte.

Der Zorn des Letzteren wich dem Erstaunen, als dieses Schauspiel sich seinen Augen zeigt; die Hofleute äußerten laut ihre Bewunderung, und selbst die betrübte Prinzessin Smaragda konnte sich nicht enthalten, ihr Staunen durch einen leisen Ausruf kundzugeben.

„Man hat mir nicht zu viel von Dir gesagt," rief der König in den Hof hinab, „Deine Kunst ist in der That bewundernswerth. Doch laß uns noch mehr von derselben schauen, steige hier vom Hofe aus in die Höhe und komme dann hierher zurück, um Dir ein Geschenk zu holen, welches würdig ist, solche Kunst zu belohnen."

Prinz Ibrahim säumte nicht, dem Geheiß Folge zu geben; er verneigte sich abermals, und gleich darauf schwebte er so langsam empor, daß er hinreichend Zeit hatte, die schöne Prinzessin Smaragda zu betrachten, die er an ihrem traurigen Gesicht sogleich erkannt hatte.

Abermals ließen sich Ausrufungen des Erstaunens hören, und als der Reiter nach einer Weile an derselben Stelle, von welcher er aufgestiegen war, sich wieder zur Erde ließ, ging der König selbst hinunter, um das wunderbare Pferd näher in Augenschein zu nehmen.

Er sprach sich beifällig gegen den Prinzen aus, besichtigte das Pferd von allen Seiten und dabei kam er auf den Einfall, er möchte wohl, um sich vor der Prinzessin sehen zu lassen, einen kleinen Proberitt auf dem Wunderroß machen.

Als er diesen Wunsch gegen den Prinzen aussprach, äußerte derselbe sein Bedenken dagegen; er meinte, ein solcher Ritt könne leicht gefährlich werden, da man genau mit den Eigenthümlichkeiten des Pferdes bekannt sein müsse, wolle man sich ihm anvertrauen. Dann aber machte er dem Könige den Vor-

[illegible] mit ihm gewissermaßen den Ritt unter[illegible] versicherte, der Bau des Pferdes sei stark [illegible] die Beide zu tragen.

[illegible] ging der König ein, der Prinz half ihm in den [illegible] setzte sich hinter ihn, — ein Fingerdruck, und das Pferd [illegible] mit der doppelten Last eben so schnell in die Höhe, als wenn Prinz Ibrahim allein darauf saß.

„Es ist genug!“ sagte König Pausanio, als sie etwa die [illegible] des Schlosses erreicht haben mochten; „laß uns jetzt [illegible] zur Erde hinab.“

Aber Prinz Ibrahim that, als höre er des Königs Worte [illegible], er ließ das Pferd immer höher steigen und achtete nicht darauf, daß der König, dem immer unheimlicher hier oben wurde, wiederholt das Verlangen aussprach, er wolle wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlen.

[illegible] der Prinz das Roß weit genug gerade in die Höhe [illegible] hatte, lenkte er es seitwärts, und ohne sich an das [illegible] des wilden Geiers zu kehren, setzte er den Ritt immer [illegible] fort und ließ sich auch durch Pausanio's Bitten nicht [illegible] Umkehr bewegen.

Als der König sah, daß drohen und bitten hier vergeblich [illegible], da er sich gänzlich in der Gewalt des Fremden befand, [illegible] sich in sein Schicksal; im Stillen aber gelobte er sich, [illegible] fürchterliche Rache an dem Frechen nehmen, der es [illegible] ein solches Spiel mit ihm zu treiben. —

[illegible] Prinz Ibrahim hatte die Zeit seiner Anwesenheit in der [illegible] und seinen ersten Lustritt hier auch dazu benutzt, sich ei[illegible] Kenntniß von der umliegenden Gegend zu verschaffen, [illegible] hatte er in einer Entfernung von mehreren Meilen ei[illegible] [illegible] Felsenkegel entdeckt, welcher hoch aus dem Meere [illegible] ragte. Wie er vernommen hatte, kamen niemals Schiffe [illegible], denn die Fahrt in der Gegend des Felsens war ge[illegible], da Fortsetzungen desselben unter dem Wasser fortliefen; [illegible] Fahrzeuge kamen ebenfalls nur selten in die Nähe der [illegible] Stelle, da an Fischerei hier, wo die Wellen sich [illegible] an dem Fuße des Felsens brachen, nicht zu den[illegible] war.

Nach diesem Felsen richtete der Prinz seinen Ritt, ließ, über demselben angekommen, das Pferd sich senken, und als König Pausanio nun endlich wieder festen Grund unter sich fühlte, da sah er, so weit sein Auge reichte, Nichts als brausende Wogen um sich. Dennoch sprang er von dem Pferde herunter und wandte sich wüthend gegen den Prinzen.

„Elender Betrüger!" schnaubte er, „was hast Du mit mir vor? — Wie konntest Du Dich unterfangen, gegen meinen wiederholten Befehl mich so weit von meinem Schlosse wegzuführen?"

„Gemach, König Pausanio!" entgegnete der Prinz, welcher ebenfalls von dem Pferde gestiegen war. „Du wirst begreifen, daß Du in meiner Gewalt bist, und es vortheilhafter für Dich ist, wenn wir uns in Güte einigen, als wenn wir es hier auf einen Kampf ankommen lassen, der wahrscheinlich damit endigen würde, daß wir Beide von diesem Felsen in das Meer stürzten. Gelänge es Dir aber wirklich, mich zu überwältigen und hinab zu stoßen, so könntest Du Nichts weiter dabei gewinnen, als daß Du hier allein zurückbliebest und verhungern müßtest, denn um mein Pferd zu gebrauchen, muß man damit umzugehen verstehen."

Das begriff der wilde König allerdings wohl, aber die Gewißheit, daß er gegen den Fremdling, der ihm so keck entgegentrat, hier Nichts vermöge, steigerte seine Wuth nur noch mehr. Indessen mußte er gute Miene zum bösen Spiele machen, darum suchte er sich möglichst zu mäßigen und fragte finster:

„Was willst Du von mir, und weshalb hast Du mich verrätherisch hierher geschleppt?"

„Du selbst nennst es verrätherisch, wenn man Jemand wider seinen Willen an einen Ort führt, wo derselbe sich wehrlos in unserer Macht befindet," entgegnete der Prinz. „Es freut mich, daß Du dies eingesehen und den rechten Namen für solche Handlungsweise gefunden hast. Nun wirst Du doch auch gewiß einräumen, daß es ein Verrath, mithin eine sehr schlechte That war, als Du die Prinzessin Smaragda ihrer Mutter raubtest und sie gegen ihren Willen und ungeachtet

[illegible] Flehens auf Dein Schloß schleppten. Du wirst gewiß [illegible] Dich selbst entsinnen, die Geraubte ihrer bekümmerten Mutter zurückzugeben, nicht wahr?“

„Wie magst Du, ein elender umherziehender Gaukler, Dich [illegible] meiner Handlungen aufwerfen wollen?“ sprach der König stolz. „Wer giebt Dir dazu ein Recht?“

„Es ist zwar ziemlich gleichgültig bei unserer Sache, wer ich bin,“ erwiderte der Prinz; „indessen will ich Dir hiermit gesagt haben, daß Du Dich im Irrthum befindest, wenn Du mich für einen umherziehenden Gaukler hältst. Ich bin der Prinz Ibrahim, eines Königs Sohn, und werde einst König sein, so gut Du es bist. Wäre ich aber auch nicht, was ich bin, so würde ich mich dennoch für berechtigt halten, eine schlechte That zu hindern, wo ich es vermag, und ist sie geschehen, ihre Folgen zu verhüten, wenn es in meiner Macht steht. — Damit wir nun kurz zum Ziele kommen, frage ich Dich, willst Du die geraubte Prinzessin sofort freigeben, oder ziehst Du den Kampf auf diesem Felsen vor?“

König Pausanio knirschte vor Zorn mit den Zähnen, aber [illegible] entschiedenen Sprache seines Gegners wurde es ihm klar, daß er sich, wenigstens zum Schein, werde fügen müssen. Um sich aber das Ansehen zu geben, als gebe er nicht aus Furcht nach, sagte er:

„Ich würde die Prinzessin in der nächsten Zeit doch nach [illegible] geschickt haben, denn es war nur mein Wille, ihre Mutter wegen der Beleidigungen, welche sie mir zugefügt hat, zu [illegible]. Sobald Du mich wieder nach meinem Schlosse gebracht hast, mag sie mit Dir zu ihrer Mutter zurückkehren.“

„Hoho!“ entgegnete der Prinz lachend, „König Pausanio, [illegible] Deiner Art darf man nicht auf ein bloßes Versprechen [illegible]! — Höre darum meinen Vorschlag: gieb mir den Ring, [illegible] Du dort am Finger hast, damit die Wächter der Prinzessin daran erkennen, daß Du mich gesendet hast. Ich kehre [illegible] nach dem Schlosse zurück, und sobald man mir die Prinzessin ausgeliefert hat, gebe ich Deinen Leuten Nachricht [illegible] Aufenthalte, damit sie Dich mit einer Barke ab-

„Nimmermehr!“ rief Pausanio, der sich im Stillen bereits vorgenommen hatte, er wolle, statt sein Versprechen zu halten, dem kecken Prinzen, sobald sie wieder zu Hause wären, den Kopf abschlagen lassen. — „Du willst meinem Worte nicht Glauben schenken, und verlangst, daß ich dem Deinigen vertraue?“

„So bleib' hier und siehe zu, wie Du von dieser Felsenspitze kommst!“ sprach der Prinz, sich auf das Pferd schwingend. „Ich werde Mittel finden, auch ohne Deinen Ring die Prinzessin zu befreien.“

„Pausanio stürzte auf Ibrahim zu und wollte ihn festhalten; in demselben Augenblicke aber erhob sich das Roß und schwebte so hoch über dem Wüthenden, daß dieser es nicht erreichen konnte.

„Entschließe Dich schnell!“ rief der Prinz; „zögerst Du noch zwei Minuten, so bin ich fort, und Du kannst dem Hungertode nur entgehen, wenn Du Dich in die Wellen stürzest, um dort Dein Ende zu finden!“ —

Eine solche Aussicht war zu wenig angenehm, als daß König Pausanio sich nicht hätte rasch entscheiden sollen; er zog den Ring vom Finger und hielt ihn in die Höhe. Der Prinz kam wieder herab, nahm den Ring und flog dann pfeilschnell durch die Luft. —

Es erregte nicht geringes Aufsehen im Schlosse, als der Luftreiter ohne den König ankam. Prinz Ibrahim war klug genug, gar nicht von seinem Rosse zu steigen, denn er mußte befürchten, man werde ihm trotz des Ringes nicht glauben, ihm denselben gewaltsam abnehmen und sich seiner Person versichern; mit der Uebermacht konnte er allein es nicht aufnehmen, und daß er wirklich nicht ganz sicher war, ergab sich daraus, daß mehrere Stimmen sich erhoben, welche meinten, er könne wohl den König umgebracht und sich so in den Besitz des Ringes gesetzt haben. Auf die Frage, wo der König sei, antwortete er:

„Ihr werdet es erfahren, sobald Ihr mir die Prinzessin Smaragda ausgeliefert habt; so lautet mein Vertrag mit dem Könige. Wolltet Ihr mir etwa die Herausgabe der Prinzessin verweigern, so wisset, daß Euer König alsdann gar nicht wiederkehren, sondern eines elenden Todes sterben wird.“

Die Wächter der Prinzessin berathschlagten, was zu thun [illegible] Da alle Mittel, den Prinzen von seinem Pferde herab zu [illegible] vergeblich waren, kamen sie endlich überein, ihm die [illegible] heraus zu geben. Einer von ihnen begab sich zu [illegible], stellte ihr vor, was geschehen war, und Smaragda, [illegible] gern Jedem anvertrauen wollte, um nur aus der Ge[illegible] des verhaßten Pausanio zu kommen, ließ sich willig in [illegible] Hof hinunter führen, wo der Prinz mit seinem Wunderrosse hielt.

„Wer hat Dich gesendet zu meiner Befreiung, fremder [illegible]“ fragte Smaragda den Prinzen.

„Eure Mutter, die Fürstin Innocentia hat mich gesendet, Prinzessin,“ entgegnete Ibrahim. „Vertraut ohne Furcht Euch mir und meinem Rosse an, ich bringe Euch sicher in die Arme Eurer trauernden Mutter zurück.“

Die Prinzessin zitterte bei dem Gedanken an den gefährlichen Ritt durch die Luft, und so gern sie sich dem Geier entrissen hätte, so bangte ihr doch gewaltig. Deshalb sprach sie: „Gern glaube ich Dir, Fremdling, daß meine Mutter, die [illegible] viel Kummer um meinetwillen fühlt, Dich gesendet hat; [illegible] aber willst Du mich nicht auf dem gewöhnlichen Wege [illegible] führen?“

„Ihr habt doch wohl an Euch selbst erfahren, Prinzessin,“ [illegible]ete Ibrahim darauf, „daß Treue und Glauben in diesem [illegible] hier nicht wohnen. Wo der König selbst, der das Recht [illegible] und in jeder Tugend voranleuchten soll, hinterlistig [illegible] verrätherisch handelt, da läßt von seinen Dienern sich we[illegible] Gutes erwarten. Wollte ich nun auf gewöhnlichem Wege [illegible] von hier gehen, so muß ich fürchten, man werde über [illegible] herfallen, Euch zurückschleppen, und das Werk Eurer Ret[illegible] vereitelt. Darum steiget auf mein Roß, es wird [illegible] so weit tragen, daß wir dann ungefährdet zu Eurer [illegible] gehen können, wenn Ihr den ganzen Weg nicht durch [illegible] machen wollt.“

[illegible] schloß sich die Prinzessin, den Ritt zu wagen; sie [illegible] Ibrahim heran, dieser hob sie mit starkem Arm auf, [illegible] sie vor sich und ließ das Pferd behutsam aufsteigen.

„Jetzt holt auch Ihr Euren König Pauſanie!“ rief er den Dienern des Geiers zu. „Die Zeit mag ihm wohl ſchon etwas lang geworden ſein. Er ſitzt auf dem Felſen im Meere, den Ihr Alle kennen werdet; ſchickt ein Paar muthige Schiffer mit einer Barke und Leitern hinaus, und wenn Ihr ihn wiederſeht, dann ſagt ihm, er möge ſich künftig nicht wieder einfallen laſſen, Prinzeſſinnen zu rauben, es könnte ihm ſonſt leicht noch übler ergehen, als heut!“

Nach dieſen Worten ließ er ſein Roß höher ſchweben, lachte herzlich über die Diener, die mit offenem Munde ihm nachſahen und ſprach der Prinzeſſin Muth ein, die ſich bei dem ungewohnten Ritt nicht ganz wenig ängſtigte.

„Nur bis zur Grenze wollen wir in der Höhe bleiben,“ ſprach er; „ſobald wir das Land Eurer Mutter erreicht haben, können wir die Reiſe zu Lande fortſetzen.“

Die Grenze war bald erreicht; jenſeits derſelben fand Ibrahim die Begleiter, welche die Fürſtin ihm mitgegeben hatte und die ihn auf ſein Geheiß hier erwarteten. Jetzt erfuhr die Prinzeſſin auch zuerſt, daß Ibrahim weder ein Zauberer, noch ein fahrender Künſtler, ſondern ein Königsſohn ſei, und wenn ſie ihm darum auch nicht gerade dankbarer für ihre Rettung war, ſo freute ſie ſich doch, daß er ihrem Stande angehörte.

Es wurden jetzt Pferde genommen, welche gewohnt waren, auf der Erde zu gehen, das Wunderroß auf einen Wagen gepackt und hinterher gefahren, dann die Reiſe raſch fortgeſetzt.

Unbeſchreiblich war die Freude, als Smaragda mit ihrem Begleiter ankam und die Fürſtin ihr gerettetes Kind in die Arme ſchloß. Unter heißen Dankesthränen umarmte ſie auch den Prinzen und bedauerte unaufhörlich, daß ſie nicht wiſſe, wie ſie dem Befreier ihres Kindes ihre Dankbarkeit bezeigen ſolle.

Glänzende Feſte wurden veranſtaltet, um die Wiederkehr der Prinzeſſin zu feiern; und nicht bei Hofe allein herrſchte Freude, ſondern im ganzen Lande erſchallte der Jubel über die glückliche Rettung des von Allen geliebten Fürſtenkindes und überall wurde der Befreier deſſelben laut geprieſen. —

Auf inſtändiges Bitten der Fürſtin hatte Ibrahim noch

einige Tage verweilt, um den Festlichkeiten beizuwohnen, welche [illegible] zu Ehren veranstaltet werden. Jetzt aber [illegible] sich nach Hause, denn er konnte wohl denken, daß die [illegible] in großer Sorge um ihn sein würden, und so drängte [illegible] sie zu beruhigen. Wäre dies nicht gewesen, so würde [illegible] sehr gern bei der Fürstin geblieben sein, denn [illegible] Aufenthalt daselbst war ihm täglich lieber geworden, und vor Allem war es die schöne Prinzessin Smaragda, von der [illegible] ungern trennte.

[illegible] sah mit Bedauern ihn die Anstalten zur Ab[illegible] treffen, denn sie hatte den Prinzen, dessen Edelmuth sich bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab, so liebgewonnen, daß sie ihn gern immer dort gehabt hätte, wäre er auch nicht ihr Retter gewesen. Nur das Versprechen, er werde bald ein Mal wiederkehren, tröstete sie, als er Abschied nahm, und bei dieser [illegible] erkannte der Prinz deutlich, wie gern er von Sma[illegible] gesehen werde.

[illegible] als nun die Fürstin beim Abschiede nochmals in Versiche[illegible] des Dankes für die Befreiung ihrer Tochter ausbrach [illegible] sie wieder darüber klagte, daß sie Nichts ersinnen könne, um dem Prinzen würdig zu lohnen, was er für ihr Kind gethan, da sprach er:

„Weil Ihr, edle Fürstin, doch so sehr danach verlangt, mir den Dienst zu vergelten, den ich Euch und Eurer Tochter zu leisten so glücklich war, so will ich Euch denn selbst um den schönsten und höchsten Preis bitten: gebt mir Smaragda zur Gemahlin, daß sie einst den Thron mit mir theile, welchen ich von meinem Vater erbe, damit sie mir helfe, mein Volk glücklich machen, wie Ihr es bei Eurem Gemahl gethan."

Solch einen Bewerber, wie Prinz Ibrahim war, ließ die Fürstin sich schon lieber gefallen, als den wilden Pausanio, und als sie vernahm, daß auch Smaragda ganz damit einverstanden sei, gab sie mit Freuden ihre Zustimmung. Prinz Ibrahim versprach nun doppelt schnell wiederzukommen; er wollte [illegible] nach Hause, Vater und Schwester beruhigen und die Einwilligung und den Segen des Ersteren zu seiner Verbindung mit Smaragda erbitten.

Die Prinzessin, Ibrahims nunmehrige Braut, bat diesen zwar dringend, er möge die Reise doch lieber zu Lande machen, denn sie fürchtete sehr, es könne bei einem so weiten Wege ihm ein Unglück zustoßen. Der muthige Prinz aber meinte, er wolle die Gelegenheit, schneller zu seinem besorgten Vater zu kommen, nicht unbenutzt lassen, — „und," fügte er hinzu, „je eher ich dort bin, um so früher kann ich ja auch hierher zurückkommen."

Das war der Prinzessin denn auch angenehm, sie ließ also ihren Bräutigam die Sache machen, wie er wollte, Prinz Ibrahim stieg auf seinen Gaul und flog davon.

In der That hatte bei dem guten alten Könige bereits die tiefste Trauer geherrscht. Tage und Wochen waren vergangen, der Prinz kehrte nicht wieder, und so glaubte Jedermann ihn verloren. So groß der Schmerz über seinen Verlust, eben so groß war auch die Entrüstung gegen den Indier, und von allen Seiten drängte man den König, er solle denselben bestrafen, wie er es verdiene. Der König hielt jedoch treu an seinem Worte, daß er drei Monden auf die Wiederkehr seines Sohnes warten wolle, und erst wenn diese verstrichen, und noch keine Kunde von dem Prinzen gekommen wäre, sollte den Indier die gerechte Rache treffen.

Der Indier selbst hatte seinen Kopf schon verloren gegeben, denn er hielt sich fest überzeugt, der Prinz werde nicht wiederkehren. In finsterm Trotz erwartete er seine Todesstunde, er verschmähte es, die Gnade des Königs anzurufen, und lieber ertrug er das harte Gefängniß, als daß er sich hätte an die Milde des Landesherrn wenden sollen.

Immer näher rückte der Tag, welcher des Indiers letzter werden sollte, da erscholl plötzlich weit und breit der Jubelruf: „Er ist da! unser geliebte Prinz Ibrahim ist wieder da!" —

Und während draußen dieser Ruf sich immer weiter wälzte, lag im Palaste der Prinz, welcher wohlbehalten angekommen war, in den Armen seines Vaters und seiner Schwester.

Mit Staunen, aber auch mit Schrecken hörten der König

[illegible] seine Tochter die Erzählung der Abenteuer, welche Ibra[illegible] und als dieser nun auch auf seinen Wunsch kam, [illegible] Prinzessin Smaragda als seine Gemahlin heimzuführ[illegible] gab der König freudig seine Einwilligung, und so un[illegible] sich auch von dem Verlorengeglaubten bald wieder trenn[illegible], so ließ er doch sogleich ein glänzendes Gefolge [illegible], welches seinen Sohn begleiten sollte, wenn dieser seine Braut holte.

Des Indiers Kerker wurde sofort geöffnet, in der Freude [illegible] Herzens verzieh der König ihm nicht nur vollständig, [illegible] ließ ihm noch ein Geschenk reichen, zugleich aber auch [illegible] Weisung geben, er möge nun sein Pferd nehmen und mit [illegible] selben so schnell als möglich das Land verlassen.

Der Indier, statt die Großmuth des Königs anzuerkennen, nahm vielmehr das Geschenk und sein Pferd mit einem Herzen [illegible] ewigen Hasses und schwor, er wolle sich schon noch wegen [illegible] erlittenen Kerkerhaft rächen. —

[illegible] Tage nur verweilte Prinz Ibrahim am Hofe seines Vaters, dann brach er mit einem Gefolge, welches dem [illegible] des Herrschers eines so blühenden Landes angemessen war, auf, um seine Braut abzuholen.

Der Indier, der von den Zurüstungen zu der Reise des Prinzen und von dem Zweck derselben gehört hatte, war in der Nähe geblieben, und als er genau erfahren, wohin die Reise gehe, schlug auch er den Weg dorthin ein. —

Unterdessen hatte auch die Fürstin Innocentia Alles zu einem festlichen Empfange ihres künftigen Schwiegersohnes eingerichtet. Eine glänzende Gesandtschaft empfing ihn an der Grenze, um ihn zur Hauptstadt zu geleiten, und auf dem ganzen Wege versammelten die Einwohner sich freiwillig, um dem Retter Smaragda's ihre Huldigungen darzubringen.

Feste folgten auf Feste, als Ibrahim in der Hauptstadt angekommen war. — Wenn Ibrahim jetzt in dem vollen Glanze des Königssohnes neben der reich geschmückten Smaragda stand, [illegible] Jeder, er habe noch nie ein herrlicheres Paar gesehen, und Alle bedauerten nur, daß Prinz Ibrahim nicht in

ihrem Lande blieb, sondern die schöne Braut weit fort in seine Heimath führte. —

Der Tag der Abreise des Brautpaares nahte, die Fürstin hatte noch ein großes Abschiedsfest veranstaltet, zu welchem alle Vornehme der Stadt eingeladen waren, während zugleich dem Volke auf dem großen Platze vor dem Palaste die Freude vergönnt wurde, an der Feier Theil zu nehmen. Es fehlte nicht an Speise und Trank und mancherlei Belustigungen, es war, als sollten die Bewohner, welche mit so großer Liebe der Prinzessin zugethan waren, bei all' dem Jubel vergessen, daß sie dieselbe am nächsten Tage verlören.

Lange schon hatte die Lust gewährt, als dieselbe den Gipfel erreichte, indem Smaragda am Arme ihres Bräutigams aus dem Palaste kam, sich unter die Menge mischte, mit Allen freundlich sprach, und Denen, die ihr nahe kamen, die Hand zum Abschiede reichte, wobei sie zugleich versprach, sie wolle, so oft es sich thun lasse, die Mutter und ihr treues Volk, das sie nie vergessen werde, besuchen.

Da drängte sich denn Alles herzu, Jeder hätte gern der lieben Prinzessin Hand erfaßt, und die nicht dazu gelangen konnten, suchten wenigstens einen Zipfel ihres Kleides zu erhaschen, den sie dann an die Lippen drückten.

Plötzlich aber wurde diese schöne Scene auf eine furchtbare Weise gestört. Die Prinzessin sprach eben freundlich mit Mehreren, die sich zu ihr gedrängt hatten, da blinkte es über ihrem Haupte glänzend wie ein Blitzstrahl, und in demselben Augenblicke sank Smaragda mit einem Ausruf des Schmerzes in die Arme Ibrahims; aus ihrer Schulter aber schoß ein Blutstrom und neben ihr fiel ein blanker, scharfer Dolch zur Erde.

Ein Schreckensruf tönte ringsum; eben so entrüstet als bestürzt forschte man nach dem Urheber dieser Schandthat, da erschallte ein höhnisches Gelächter, Alles wandte die Augen dorthin, von wo dasselbe kam, — und Prinz Ibrahim erkannte in geringer Entfernung über sich den Indier, der auf seinem Zauberrosse in der Luft schwebte: — er hatte den Dolch auf Smaragda geschleudert.

„Wehe!“ rief er herab, „ich wollte die schöne Braut besuchen! — Je nun, ich komme ein anderes Mal wieder!“ Damit wandte er sein Roß und wollte weiter; indem er einen schadenfrohen Blick nach unten gerichtet hatte, bemerkte er nicht, daß er in die Krone eines Baumes gerieth, das Zaumzeug verwickelte sich in den Zweigen, wurde von denselben festgehalten, ungeachtet aller Mühe konnte der Indier nicht loskommen, und als er eine gewaltige Anstrengung machte, dies zu erzwingen, stürzte er herab.

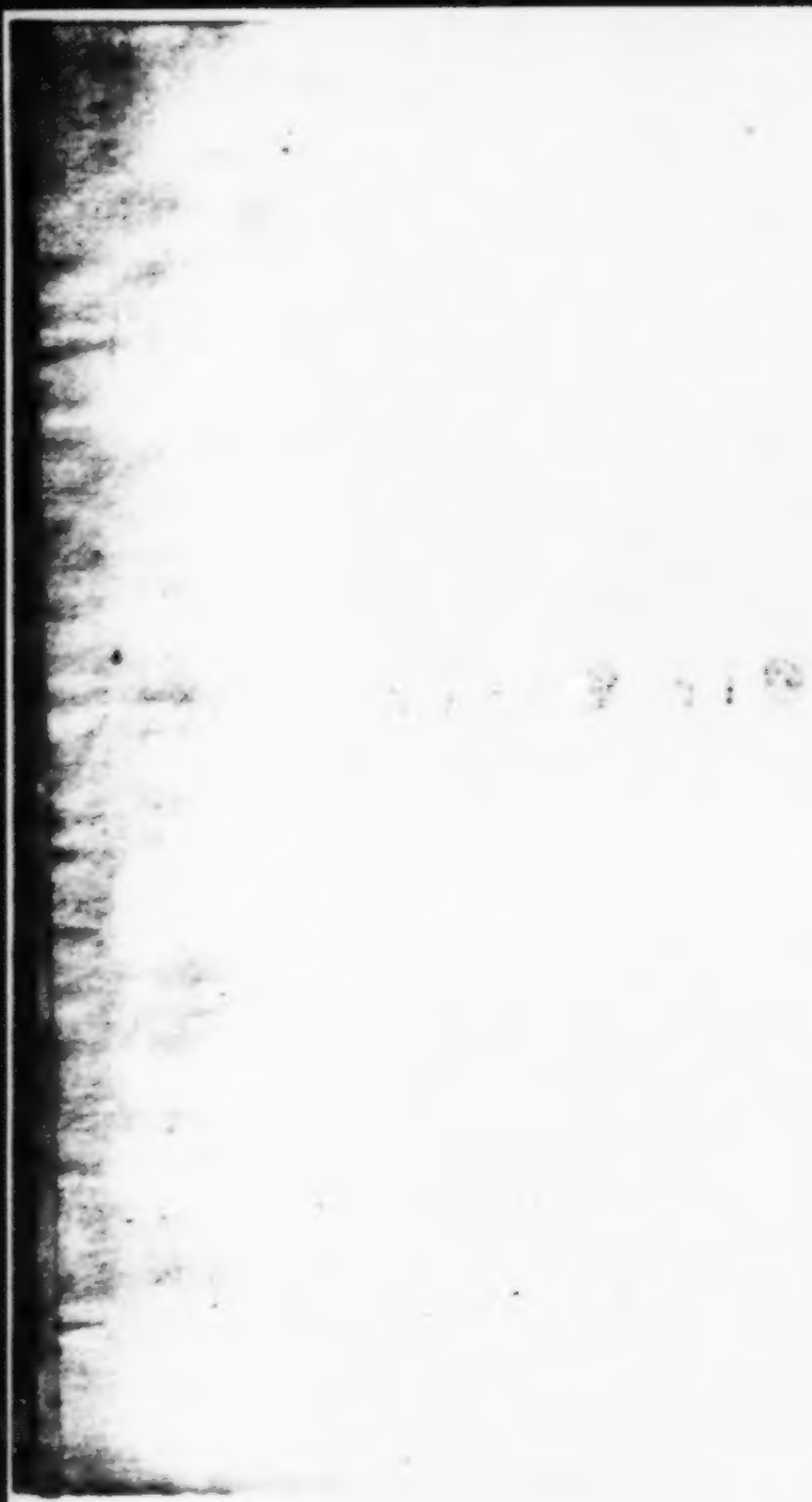
Im Augenblicke fiel die wüthende Menge über ihn her, und jedenfalls würde sie ihn getödtet haben, wenn der Böse nicht schon todt gewesen wäre: er hatte bei dem Sturze das Genick gebrochen.

Aber der Zorn des Volkes war damit noch nicht zufrieden. Mehrere kletterten auf den Baum, warfen das Zauberinstrument herunter und nach wenigen Minuten war es in Stücke zerschlagen. — Das war das Ende des Kunstwerkes, welches zwar Bewunderung erregt hatte, im Besitze eines bösartigen Menschen aber auch zu mancher schlechten That dienen konnte. — Prinz Ibrahim hatte seine Braut unterdessen in den Palast gebracht; die sogleich herbeigeeilten Aerzte erklärten die Wunde für nicht gefährlich, und mit dieser Nachricht wurde das aufgeregte Volk beruhigt. Das schöne Fest war freilich gestört, der aber, welcher die Störung hervorgerufen, hatte auch seinen schlimmen Lohn davon getragen.

. . . . . .

Es währte nicht lange, so war die Prinzessin hergestellt, Prinz Ibrahim führte sie nun seinem Vater zu, der sie auf das freundlichste empfing, und wieder gab es herrliche Feste, welche kein Mal kein Böswicht störte. Die Vermählung wurde mit aller Pracht vollzogen, und es ist nun weiter Nichts mehr zu sagen, als daß Prinz Ibrahim mit der herrlichen Smaragda recht glücklich war, daß er nachher ein eben so guter König wurde, wie sein Vater es gewesen, und daß die Unterthanen ihre Königin Smaragda eben so segneten, wie ihre Mutter von den ihrigen gesegnet worden.

Die Circe.



Das reichste und auch das schönste Mädchen im ganzen Orte — und das Dorf war nicht klein, es wohnten ansehnlich fette Bauern darin, die zum Theil recht hübsche Töchter hatten — also das reichste und schönste Mädchen dort war Antonetta, des Winzers Nicolo Tochter. Kein Wunder also war es, wenn alle junge Bursche im Dorfe sie gern sahen und Jeder den Wunsch hegte, sie möchte ihn gleichfalls so gern sehen, daß sie ihn zum Manne nähme und er mit ihr zugleich ein Theilchen von des Vaters Nicolo hübschem Vermögen bekäme. Was die anderen Mädchen im Dorfe betraf, so waren diese zum größeren Theile zwar mit Antonetta befreundet; indessen fand sich doch Manche darunter, die mit etwas scheelen Augen auf die vom Glück Bevorzugte sah, und die sich gern Baumwolle in die Ohren gesteckt hätte, um nicht gar zu oft die Lobpreisungen über die Schönheit Antonetta's hören zu müssen; konnte eine Solche aber durchaus nicht ausweichen, mußte sie es anhören, wenn Dieser oder Jener sich über Antonetta's Vorzüge erging, dann sagte sie wohl allenfalls mit einem Lächeln, das sich Jeder deuten konnte, wie er wollte: „I nun ja, Antonetta ist recht hübsch!“

Es ging also in der schönen Winzerstochter Heimath akkurat so her, wie in der ganzen Welt: wem das Glück lachte, der hatte Freunde, aber auch Neider, und es fanden sich sogar Leute, die unter der Maske der Freundschaft den Neid verborgen hielten.

Antonetta selbst aber war auch keineswegs ohne Fehler; sie hatte ein gutes Herz, aber was ihr der Spiegel täglich sagte, das wurde ihr von Anderen noch so oft wiederholt, daß sie am Ende doch anfing, sich Etwas darauf einzubilden, bis endlich ihre besten Freunde es nicht in Abrede stellen konnten, Antonetta sei doch ein Wenig eitel auf ihr hübsches Gesicht, ihr glänzend schwarzes, reiches Haar und ihre von Allen bewunderte Figur, und da sie hierzu auch noch Vater Nicolo's Tochter war, der von seinem Geldkasten aus einer gewissen Höhe auf seine Nachbarn herabsehen konnte, so kam es auch wohl mitunter, daß sich so ein kleines Hochmuthsteufelchen auf Antonetta's vollen Nacken setzte und der Winzerstochter allerlei Dinge in die Ohren raunte, die sie zu dem Glauben vermochten, sie müsse doch wohl ein ganz passables Stückchen höher stehen, als die anderen Mädchen im Dorfe. In solchen Augenblicken verlor Antonetta dann wohl ein Erkleckliches von ihrer sonstigen Liebenswürdigkeit; glücklicher Weise kamen dieselben jedoch nicht allzu oft, gingen auch immer bald vorüber, denn des Mädchens natürliche Herzensgüte behielt die Oberhand, und hatte sie Einen oder den Andern in einem Anfalle hochmüthigen Dünkels etwa gekränkt, so sah sie es hinterher ein und suchte zu vergüten, was sie übel gemacht hatte.

Wenn nun die Mädchen im Dorfe diesen Fehler ganz besonders bemerkten, ihn auch sorgsam und nach Möglichkeit hervorhoben, so sahen die jungen Bursche um so bereitwilliger darüber hinweg, und Keiner ließ sich von dem Wunsche zurückhalten, er möchte sie heimführen können als Hausfrau, um dereinst Vater Nicolo's reiches Erbe mit ihr zu theilen. Mancher hatte auch wohl schon ein bedeutsames Wörtlein fallen lassen, um zu erkunden, wie wohl eine Werbung von Antonetta aufgenommen werden dürfte, sie hatte aber jedes Mal ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß sie noch lange nicht daran denke, ihres Vaters Haus zu verlassen und einem anderen Manne zu folgen. Darüber waren die jungen Leute im Allgemeinen nicht böse, denn da Antonetta Keinem Etwas zugesagt hatte, so behielt Jeder die Hoffnung, ihre Wahl könne ja wohl auf ihn fallen, wenn sie meine, die Zeit sei da, einen Mann zu nehmen.

Ueber dem Hoffen und Harren verging denn eine gute Weile, und plötzlich ereignete sich Etwas, das Keiner für möglich gehalten.

Es war nämlich ein Bursche in's Dorf gekommen, der, wie er sagte, weit aus der Fremde kam. Er gehörte keinem Menschen an, die Eltern waren todt, seine wenigen Verwandten kümmerten sich nicht um ihn, weil er der Aermste von Allen war, und so war er denn fortgezogen in die weite Welt, hatte sich durch seine Arbeit zu ernähren gesucht, und überall, da er ein anstelliger und dabei fleißiger Bursche war, sein Stücklein Brot gefunden. Nachdem er sein Wanderleben einmal begonnen, bekam er immer mehr Lust, sich die Welt anzusehen, blieb daher an keinem Orte allzu lange, und war auf diese Weise nun schon wacker umher gezogen, hatte Dies und Das gesehen, und konnte von Manchem mitreden.

Als er in das Dorf kam, wo Antonetta mit ihrem Vater wohnte, war just des Burschen Zehrpfennig auf die Neige gegangen, er sah sich also nach einem Dienste um, kam zu dem Vater Nicolo, und dieser, dem das offene Wesen des Burschen gefiel, nahm ihn als Knecht an.

Herr und Knecht waren mit einander zufrieden, und hatten auch Ursache dazu; Vater Nicolo ging mit seinen Leuten, sobald sie ihre Schuldigkeit thaten, gut um, und Vincentio — so nannte sich der Knecht — that seine Schuldigkeit in vollem Maaße. Dabei war er auch viel manierlicher, als die anderen Knechte, denn sein Vater hatte, bevor er verarmte, Etwas daran gewendet, Vincentio für einen anderen Stand zu erziehen. Dazu kam nun noch, daß er von seinen Reisen und an den Orten, wo er gewesen, Vieles zu erzählen wußte, und gern setzte Vater Nicolo, der, so alt er geworden, nicht weit über die Grenzen seines Dorfes hinaus gekommen war, sich Abends zu Vincentio, um sich von diesem Etwas erzählen zu lassen. —

Antonetta hatte zuerst wenig auf den neuen Knecht geachtet; sie sah in ihm nichts Anderes, wie in all' Denen, welche in ihres Vaters Lohn standen, und die Erzählungen, welche er

gen Dessen gab, hatten für sie zu wenig Interesse, als daß sie dadurch hätte gefesselt werden können.

Je weniger aber Antonetta den Knecht beachtete, um desto größere Aufmerksamkeit schenkte dieser ihr, denn er hatte längst bemerkt, daß Antonetta ein sehr hübsches, dabei auch, bis auf kleine Fehler, die er nur halb sah, vermuthlich, weil er sie nicht ganz sehen wollte, ganz vortreffliches Mädchen war, auch sah er wohl ein, was Andere ebenfalls längst vor ihm eingesehen hatten: daß nämlich des reichen Winzers Nicolo Tochter eine gar nicht zu verachtende Parthie wäre, — wenn man sie bekommen könnte.

Dazu war für ihn, den armen Knecht, nun freilich sehr wenig, oder vielmehr gar keine Aussicht. Vater Nicolo wollte mit seinem Töchterlein ziemlich hoch hinaus, und das Töchterlein wo möglich noch höher. Aber Vincentio war kein Thor, der den Kopf hing und sich härmte, wenn nicht gleich Alles nach Wunsch ging, er stellte seine Sache dem lieben Gott anheim, arbeitete treu und fleißig, war zuvorkommend gegen Antonetta, ohne aufdringlich zu sein, und meinte getrost: „Bei Gott ist ja kein Ding unmöglich! bist Du gleich ein armer Bursch, so kann das Glück Dir ja auch wohl ein Mal lachen; bist ja noch jung und kannst es abwarten; wird Nichts daraus, nun, so mußt Du Dich geduldig darin finden!"

Vincentio blieb daher immer wohlgemuth, nährte keine übermäßig zuversichtliche Hoffnungen, verzagte aber auch nicht, kurz, er benahm sich, wie ein verständiger Mensch sich benehmen soll, der rechtschaffen danach strebt, sich ein Glück zu erringen, der sich aber auch darauf gefaßt hält, seine Wünsche nicht erfüllt zu sehen. Vincentio strebte nach seinem Glücke durch Redlichkeit, Fleiß und Treue, und die nächste Folge davon war, daß Vater Nicolo ihn immer mehr lieb gewann, ihn vor allen Andern schätzte, denn er konnte sich auf Niemand so verlassen, wie auf Vincentio.

Nun muß aber noch bemerkt werden, daß Vincentio ein schmucker, wohlgewachsener Bursch war, der zu seiner ehrlichen Seele nicht nur ein ehrliches, sondern auch ein recht hübsches

Gesicht hatte, mit dem er sich überall sehen lassen konnte und mit dem er auch recht gern gesehen war.

Die Mädchen im Dorfe grüßten ihn gar freundlich, wenn er bei ihnen vorüber ging, und gab's ein Fest, da war nicht Eine, die ihm den Tanz verweigert hätte, ja, es war sogar, als ob Manche sich Etwas darauf einbildete, von ihm zum Reigen geführt zu werden, denn er war ein munterer, flinker Tänzer, der es all' den anderen Burschen zuvor that, und in den Zwischenpausen, wo man sich erholte, wußte er so sittig und manierlich zu reden, daß Jede ihm gern zuhörte.

Kamen nun die Mädchen zusammen, wo alsdann von Diesem und Jenem gesprochen wurde, so lenkte sich auch wohl öfter das Gespräch auf Vincentio und dessen mannigfache Vorzüge, und fast Jede wußte etwas Lobendes über ihn zu sagen. Dadurch wurde am Ende auch Antonetta, die ihn eigentlich immer am meisten in der Nähe gehabt, auf ihn aufmerksam, und sie gestand, daß die anderen Mädchen Recht hätten. Die Gunst, in welcher Vincentio bei ihrem Vater stand, wirkte auch mit dazu, daß Antonetta sich Jenem freundlicher näherte, und als dies erst geschehen war, da kam sie vollends zu der Einsicht, daß Vincentio sowohl seines Geistes, als seines Charakters wegen verdiene, etwas Besseres zu sein, als eines Winzers Knecht.

Bald darauf sollte sie ihn noch mehr schätzen lernen, — Zu ihren vertrautesten Freundinnen zählte Antonetta des Müllers Tochter, dessen Mühle draußen vor dem Dorfe lag. Die beiden Mädchen besuchten sich gegenseitig oft, hielten sich auch, wenn ihrer mehr versammelt waren, stets zusammen. Die Freundschaft zwischen Veronika und Antonetta war fast sprichwörtlich geworden im Dorfe, und in der That schienen sie unzertrennlich zu sein.

Eines Tages war Antonetta auch wieder bei ihrer Freundin, die Mädchen vertrieben sich auf mancherlei Weise die Zeit und kamen endlich darauf, eine Wasserfahrt auf dem Mühlbach zu machen. Dem Entschluß folgte rasch die Ausführung, die Mädchen kettelten den hinter dem Müllerhause liegenden Kahn los, sprangen hinein und ruderten munter den Bach hinauf.

Der Mensch ist einmal so: wird eine Arbeit ihm schwer, dann seufzt er bald über die zu große Anstrengung; gilt es seinem Vergnügen, dann scheut er keine Beschwerde, dann mißt er sich oft weit mehr ab, als er es bei der Arbeit thut, will es nicht merken, daß es ihm sauer wird. — Eben so ging es hier den beiden Schifferinnen; sie mußten den Bach aufwärts rudern, denn sie hatten oberhalb der Mühle den Kahn bestiegen und hatten ihre ganze Kraft nöthig, denselben aus dem Bereich der Mühlräder zu bringen. In Folge anhaltender Regengüsse war der Bach hoch angeschwollen, die Strömung war stark, und so konnte man es eine große Unbesonnenheit nennen, daß die beiden Mädchen sich allein auf das Wasser wagten. Veronika hatte auch ihre Bedenken dagegen geäußert; Antonetta, zu deren Fehlern auch ein nicht ganz geringer Grad von Eigensinn gehörte, bestand aber auf der Lustfahrt, und die Freundin gab nach.

„Siehst Du, wo ist denn die Gefahr?“ sagte Antonetta fröhlich, als sie schon weit hinauf gerudert waren, und dabei setzte sie das Ruder an, daß der Schweiß ihr von der Stirn perlte. „Es hat mir lange Nichts so viel Vergnügen gemacht, als diese Fahrt.“

Immer weiter fuhren die Mädchen hinauf, bis Veronika doch zur Umkehr mahnte. Es hatte sich ein starker Wind erhoben, der das Vorwärtskommen immer beschwerlicher machte, Veronika fühlte sich ermattet, und Antonetta mußte, wenn auch nicht ganz gern, beistimmen, daß es Zeit sei, umzukehren.

Der Wind wurde immer stärker, pfeilschnell trieb er den Kahn den Bach hinab; Veronika wurde ängstlich, Antonetta aber lachte und sagte ausgelassen:

„Was kann uns wohl willkommener sein, als dieser Wind, der uns nach der Anstrengung abkühlt? Und sieh', wie unser Kahn dahin fliegt, ohne daß wir viel rudern dürfen! Ist das nicht eine Lust?“ —

Nicht lange aber währte es, so verwandelte die Lust sich in Schrecken. Der Wind verwandelte sich in einen Sturm, der bald das kleine Fahrzeug umzuwerfen drohte, bald es mit rasender Schnelle dahin trieb; die Mädchen mußten die Ruder

hinlegen, um sich in dem schwankenden Kahne festzuhalten, und willenlos sahen sie sich der Strömung preisgegeben, welche immer heftiger wurde, je näher sie der Mühle kamen.

Jetzt sahen sie sich mit Entsetzen nur noch eine kurze Strecke von den Rädern entfernt, in unbeschreiblicher Angst griff Veronika zu dem Ruder, Antonetta folgte ihrem Beispiele, und nun suchten sie mit aller Macht, das Ufer zu erreichen. Aber die schon vorher erschöpften Kräfte der Mädchen waren dem Kampfe gegen den Sturm und die reißende Strömung nicht gewachsen, unaufhaltsam wurden sie der Mühle entgegen gerissen, wenige Augenblicke vielleicht noch, und sie wurden sammt ihrem gebrechlichen Fahrzeuge von den Rädern zermalmt. Ihr vereinter Hülferuf konnte von Niemand gehört werden, er verhallte in dem Heulen des Windes, rettungslos mußten sie sich verloren geben.

Da kam, als die Todesgewißheit die Herzen der Mädchen schon erstarren gemacht, ein Jüngling am Ufer entlang, er sah ihre Gefahr, ihre vergeblichen Anstrengungen, sich dem drohenden Verderben zu entziehen, und ohne Zögern stürzte er in den Bach, arbeitete sich mit kräftigen Armen schwimmend durch die Strömung und erreichte den Kahn, als die Mädchen bereits jede Hoffnung der Rettung aufgegeben hatten. Behende schwang er sich hinein, nahm Antonetta das Ruder aus der Hand, warf den Kahn herum und brachte ihn glücklich an's Ufer.

Der Retter, welchen eine gütige Vorsehung noch eben zur rechten Zeit gesendet, war Vincentio. Die beiden Mädchen fielen ihm dankend um den Hals, als sie mit seiner Hülfe wieder den festen Boden unter ihren Füßen fühlten, dann mahnten sie ihn daran, er solle schnell mit zur Mühle kommen, damit er dort seine durchnäßten Kleider trockne.

Ehe die Drei aber noch die Mühle erreichten, wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein lautes Stöhnen erregt, das aus einem längs der Felder sich hinziehenden trockenen Graben kam. Vincentio stieg sogleich hinunter und fand eine alte Frau, welche am Boden lag und sich vergeblich bemühte, aufzustehen.

„Was ist Euch geschehen, Mütterchen?“ fragte Vincentio mitleidig.

„Ach," erwiderte die alte Frau, „ich bin so schwach auf den Füßen, da hat der Sturm mich gefaßt und hier hinab geworfen. Ich habe schon versucht, mir wieder aufzuhelfen, doch meine Füße sind verstaucht, ich kann nicht fort. Drüben im Dorfe aber liegt mein einziger Sohn, die Stütze meines Alters, krank darnieder, und wartet mit Sehnsucht meiner Heimkehr; ich habe von dem Einsiedler im Walde mir Arzeneien und gute Rathschläge geholt, durch welche mein Sohn genesen soll; nun kann ich aber nicht zu ihm, und er muß vielleicht in dieser Nacht noch sterben!"

„Ei nun, so schlimm soll es wohl nicht werden," meinte Vincentio, „es wird hier ja wohl zu helfen sein. Wenn Ihr Euch nur Nichts daraus macht, Mütterchen, daß ich ein Wenig naß bin, dann klettert auf meinen Rücken und ich trage Euch nach dem Dorfe hinüber."

„Das wolle Dir der allmächtige Gott lohnen, mein Sohn," rief die alte Frau. „Willst Du ein solch' barmherziges Werk an mir thun, so nehme ich es freudig an, und will für Dich beten, daß Dir gelohnt werde, wie Dein braves Herz es verdient."

„Wir wollen uns nicht mit langen Reden aufhalten," fiel Vincentio der alten Frau in die Rede; „Euer Sohn bedarf vielleicht schneller Hülfe und mich fängt an zu frieren in dem nassen Zeuge."

Damit lud er das Mütterchen auf den Rücken und kletterte mit seiner Bürde aus dem Graben. — Die beiden Mädchen hatten sein Gespräch mit der alten Frau gehört und Antonetta sagte jetzt:

„Willst Du Dir nicht erst trockene Kleider anziehen, Vincentio? Leicht könnte es Dir schaden, wenn Du so —"

„Ei bewahre!" unterbrach sie Vincentio, „ich werde nicht davon sterben; drüben aber liegt Einer dem Tode nahe, dem müssen wir vor allen Dingen Hülfe bringen."

Der Bursche war froh, daß sich ihm die Gelegenheit bot, den Danksagungen der geretteten Mädchen zu entgehen, und überdies noch machte es ihn, daß er zugleich hiermit eine gute That verbinden konnte. Rüstig wanderte er, mit seiner Bürde

auf dem Rücken, über das Feld, und brachte die alte Frau nach dem Hause ihres Sohnes, wo es sich zeigte, daß ihre Füße nicht eigentlich verstaucht waren, sondern daß sie der Schreck bei dem Sturz in den Graben anfangs nur gelähmt hatte; auf Vincentio's Rücken hatte sie sich bereits so weit erholt, daß sie, wenn auch mit einiger Mühe, ihrem Sohne die nöthigen Hülfsleistungen gewähren konnte.

Zufrieden mit sich selbst darüber, daß er auch hier wahrscheinlich ein Menschenleben gerettet hatte, wollte Vincentio jetzt nach Hause gehen; aber die alte Frau ließ ihn nicht fort, sie bestand darauf, daß er bei ihr seine Kleider trocknen und sich ausruhen solle, worauf Vincentio nach langem Zureden unter der Bedingung einging, daß man ihn mit allen Dankesbezeigungen verschone.

Die alte Frau führte ihn nun in eine Kammer, gab ihm von ihrem Sohne trockene Kleider, die er anziehen mußte, die seinigen aber hing sie vor den Kamin, in welchem sie ein tüchtiges Feuer angemacht, und dann mußte Vincentio sich eine einfache Mahlzeit gefallen lassen, die er übrigens gern annahm, denn er fühlte sich durch die Anstrengungen der letzten Stunde doch etwas ermattet. Der Weg, welchen er, mit der alten Frau auf dem Rücken, zurückgelegt, nachdem er eben seine ganze Kraft angewendet hatte, um Wind und Fluth zu bewältigen, war ziemlich weit gewesen, und eine ansehnliche Strecke hatte er jetzt wieder zurückzulegen, bevor er nach Hause kam.

Als seine Kleider getrocknet waren, fühlte auch Vincentio sich wieder vollkommen frisch, er kleidete sich an, nahm von der alten Frau Abschied und wünschte deren Sohne baldige Genesung.

Mutter Magdalena hielt Vincentio's Hand, die er ihr zum Abschiede gereicht hatte, fest, sah ihm in die Augen und sagte:

„Du braver Bursch, Du hast nicht einmal meine Dankesworte hören wollen, da wirst Du es gewiß verweigern, ein Andenken von mir zu nehmen: und doch könntest Du mir eine so große Freude machen, wenn Du es thätest."

„Mutterchen," entgegnete Vincentio, „Ihr habt gewiß

Nichts zu verschenken; behaltet doch also, was Ihr habt, und wenn Ihr meint, daß ich Euren Dank verdient, so denkt freundlich an mich und schließt mich in Euer Gebet ein; damit ist es ja genug."

„Was ich Dir anbieten wollte, lieber Sohn," hob Mutter Magdalena wieder an, „ist ein Gegenstand, der mir nicht nützt, den ich deshalb entbehren kann, der aber Dir vielleicht nützlich werden könnte."

Sie nahm aus einem Kästchen, welches in ihrem Schranke stand, ein kleines goldenes Herz, reichte es Vincentio und sprach weiter:

„Nimm dieses Kleinod, lieber Sohn, Du machst mir eine Freude dadurch. Es sieht unscheinbar aus, doch hat es geheime Kraft und kann darum Dem, der es besitzt, von großem Nutzen sein. — Du siehst, man kann es öffnen; legst Du nun von Deinem Haar eine kleine Locke hinein, schenkst es dann einem Andern und dieser trägt es an seinem Halse, so wird er Dir stets zugethan, Dir treu sein bis in den Tod, wird nimmer von Dir lassen! — Ich meine doch, ein junger Bursch könnte solch ein Kleinod wohl brauchen!" setzte sie mit einem bedeutsamen Lächeln hinzu.

„Wenn es so ist, da hat das Kleinod ja einen großen Werth," versetzte Vincentio; „warum verkauft Ihr es nicht lieber? Ihr könntet sicher eine hübsche Summe dafür lösen."

„Das will ich meinen," sagte Mutter Magdalena, „gewiß finden sich Mancher, der mir das unscheinbare Ding gern theuer bezahlen würde. Ich will es aber nicht verkaufen, ich will wissen, in welche Hände es kommt, denn Du begreifst doch wohl, daß es viel Unheil anrichten könnte, käme es an Einen, der nicht reinen Herzens ist, wie Du. Von Dir bin ich überzeugt, Du wirst es nicht mißbrauchen, und wen Du an Dich drückst, der wird auch glücklich sein mit Dir."

Vincentio dachte an Antonetta und an seine Wünsche: er nahm das goldene Herz. —

Es war schon ziemlich spät, als er nach Hause kam; dennoch waren Vater Nicolo und Antonetta nicht zur Ruhe gegangen, sie saßen vor der Thür und erwarteten Vincentio's Rück-

kunft. Kaum ſah Antonetta ihn von Weitem kommen, ſo flog ſie ihm entgegen und um den Hals, und kaum hatte ſie ihn losgelaſſen, ſo lag er wieder in Vater Nicolo's Armen, der keine Worte finden konnte, die ihm genügten, den Dank für die Rettung ſeines einzigen Kindes auszuſprechen. — Vincentio war froh, als er ſich endlich mit vieler Mühe losgemacht hatte.

Am nächſten Tage ging die Qual für Vincentio von Neuem an, denn da kamen der Müller und ſeine Tochter, die eine haarſträubende Geſchichte von dem entſetzlichen Ende erzählten, welches die Mädchen unter den Mühlrädern gefunden haben würden, hätte Vincentio's Muth ſie nicht gerettet, und dieſer kam nicht eher davon, bis er verſprochen hatte, er wolle am nächſten Sonntage den Müller beſuchen und ſich den ganzen Tag über von ihm traktiren laſſen.

Seit jener Waſſerpartbie war nun in Vater Nicolo's Hauſe Manches anders geworden. Hatte Antonetta in der letztvergangenen Zeit ſchon mit günſtigeren Augen auf Vincentio geſehen, ſo faßte ſie jetzt, da noch die Dankbarkeit für ihre Lebensrettung hinzu kam, eine entſchiedene Neigung für ihn. Vincentio betrachtete es immer noch als das Ziel ſeiner Wünſche, Antonetta einſt als Frau beſitzen zu dürfen, aber gerade jetzt, wo mancher Andere wahrſcheinlich geglaubt hätte, er habe ſich durch ſeine That ein Recht erworben, mit ſeinem Wunſche hervorzutreten, gerade jetzt verbarg ihn Vincentio um ſo tiefer in ſeiner Bruſt, denn er wollte nicht, daß es heißen ſolle, er verlange Lohn für eine That, die er für ſeine Pflicht gehalten.

Vater Nicolo behandelte ihn jetzt nicht mehr wie ſeinen Knecht, ſondern als einen Sohn; da Vincentio die Annahme jeder Belohnung durchaus verweigert hatte, ſo wollte der alte Mann ihm wenigſtens durch eine Behandlung vergelten, die ihn vor allen Anderen auszeichnete. —

Der Sonntag war gekommen und, obwohl ungern, weil er vorausſetzte, man werde ihn wieder mit Dankesverſicherungen martern, begab Vincentio ſich zu dem Müller. Es ging zuerſt beſſer, als er gehofft: man ſprach nicht gar zu viel über

Abenteuer auf dem Mühlbach, sondern der Müller und seine Tochter ließen sich von Vincentio Mancherlei erzählen, was er auf seinen Streifereien erlebt.

Während aber Veronika hinausgegangen war, um in der Küche dafür zu sorgen, daß der Gast auch auf's Beste bewirthet werde, gab der Müller dem Gespräch allgemach eine andere Wendung, er fing von seiner Mühle zu reden an, wie viel dieselbe werth sei, was sie jährlich einbringe und wie viel Acker- und Gartenland er dabei besitze, mit einem Wort, er unterrichtete Vincentio ziemlich vollständig von dem Stande seiner Vermögensverhältnisse. Dann meinte er, es habe sich schon mancher recht ansehnliche Freier um seine Veronika beworben, aber das Mädchen habe Keinen von ihnen gemocht, er aber, der Vater, werde sein Kind nie zwingen, einen Mann zu nehmen, den sie nicht gern möge, vielmehr lasse er ihr ganz freie Wahl, und sollte diese auch auf einen ganz unbemittelten Menschen fallen, so würde er doch seine Zustimmung nicht verweigern, sofern der Bewerber nur ein braver, rechtschaffener Mann wäre.

Hei! da merkte Vincentio, der just nicht auf den Kopf gefallen war, wohin das wollte. Die Sache wäre auch ganz annehmbar gewesen, hätte unserm Vincentio nur nicht die Antonetta im Kopfe gesteckt, oder vielmehr, hätte er nicht ein gar treues Herz gehabt, das nicht so leicht fahren ließ, was es einmal erwählt.

Der Müller hätte vielleicht noch lange von seiner Veronika gesprochen, wäre diese nicht mit der Magd in die Stube gekommen, um das Mittagsmahl aufzutragen. Während desselben wurde wieder über gleichgültige Dinge gesprochen, und da der Müller so daran gewöhnt war, nach dem Essen sein Mittagsschläfchen zu machen, daß er mit dem letzten Bissen einschlief, er mochte sich noch so fest vorgesetzt haben, munter zu bleiben, so geschah dies auch heut, weshalb Veronika und Vincentio es für das Beste hielten, in den Garten zu gehen, damit der Schläfer ganz ungestört sei.

Als nun die Beiden im Garten hin und her gingen, da konnte es Vincentio nicht verhindern, daß das Gespräch wieder

auf die Wasserpartie kam, und jetzt erging sich Veronika mit sehr geläufiger Zunge über Antonetta, welche, wie sie klar darstellte, die ganze Schuld an dem Unglück trug, welches hätte geschehen können, und dabei kam Veronika dann auf ihrer Freundin Eigensinn zu sprechen, von dem Eigensinn ging sie auf deren sonstige Fehler über, und dabei entwickelte sie einen Eifer und eine Geschicklichkeit in der Darstellungsweise, daß Vincentio darüber hoch erstaunt war.

Hoch erstaunt, — aber nicht froh erstaunt; denn Vincentio's Denkweise war eine zu rechtliche, als daß er es hätte billigen können, wenn die fehlerhaften Seiten eines Menschen hinter dessen Rücken mit solcher Gründlichkeit hervorgezogen wurden, und was ihn dabei ganz besonders unangenehm berührte, war, daß Veronika sich Antonetta's beste Freundin nannte, ihr vor den Augen lauter Liebe und Zärtlichkeit war — und nun? —

Vincentio konnte nicht umhin, sein Befremden über das eben Gehörte zu äußern. — „Wie?" sagte er, „ich habe immer geglaubt, was Jedermann sagt: Ihr wäret Herzensfreundinnen, und Du giebst Dir so viele Mühe, Antonetta in einem üblen Lichte darzustellen? — Warum machst Du sie nicht lieber offen auf ihre Fehler aufmerksam, damit sie sich von denselben zu befreien suche?"

„Da würde man schlecht wegkommen bei ihr," entgegnete Veronika; „bei ihrem hochfahrenden Wesen läßt sie sich von Niemand Etwas sagen; sie hält sich für so vollkommen, daß sie meint, es sei an ihr gar Nichts mehr zu verbessern."

Dem konnte nun Vincentio geradezu widersprechen, denn er war öfter Zeuge gewesen, daß Antonetta, wenn sie unrecht gethan, es nachher eingesehen und sich vorgenommen hatte, sich zu ändern. Veronika merkte jetzt auch wohl, daß ihrem Gaste diese Art der Unterhaltung nicht gefiel, weshalb sie bald ein anderes Gespräch anfing.

Ungeachtet sie sich hierbei nach Möglichkeit liebenswürdig zeigte, so nahm Vincentio doch, als er von der Mühle schied, einen unangenehmen Eindruck mit fort; er konnte nicht anders, als Veronika falsch und hinterlistig nennen, und so meinte er, sollte er Antonetta wirklich nicht zur Frau bekommen können,

möchte er Veronika doch nicht haben, denn, dachte er, ist sie gegen die Freundin so wenig aufrichtig, so wird sie es auch gegen mich nicht sein, und es ist schon ein Elend, mit Jemand zu thun zu haben, dem man nicht trauen darf. Zugleich aber erschien ihm Antonetta nun noch liebenswerther, denn sie war mit allen ihren sonstigen Untugenden offen und ehrlich, und ein solches Wesen, meinte Vincentio, ist der Besserung nicht unfähig, wenn sich nur Jemand die Mühe geben will, es damit zu versuchen.

Unter solchen Gedanken kam Vincentio gegen Abend nach Hause. Indem er unter den weinumrankten Fenstern entlang der Hausthür zuschritt, hörte er in der Stube Antonetta laut mit ihrem Vater reden.

„Du mußt Dich aber endlich doch entschließen," sagte Vater Nicolo; „ein halbes Dutzend Freier ist nun schon hier gewesen, alle hast Du fortgeschickt: was soll endlich daraus werden? Ich werde nach gerade alt, es wird mir immer schwerer, die große Wirthschaft zu leiten, möchte sie gern einem Schwiegersohn übergeben, der rüstige Arme, Verstand und guten Willen hat, im Stande zu erhalten, was ich mit Fleiß und Mühe aufgebaut."

„Ei, Väterchen," fiel Antonetta ein, „der wäre schon gefunden! Laß mich den Vincentio heirathen, dann hast Du gleich einen Schwiegersohn, der rüstige Arme, Verstand und guten Willen hat, und ein redliches Herz besitzt er obenein." —

Vincentio wußte zwar recht gut, daß das Horchen gerade nicht löblich ist; unter den obwaltenden Umständen vergab er sich's jedoch dies Mal. Das Herz hüpfte ihm vor Freude bei Antonetta's Rede; nun wollte er aber doch auch gern hören, was Vater Nicolo dazu sagen werde, darum blieb er unter dem Fenster stehen, wobei ihm das Blut ein Wenig in's Gesicht stieg; ich weiß nicht ganz genau, ob dies daher kam, daß er sich seiner Horcherei schämte, oder ob Furcht und Erwartung, was Vater Nicolo antworten werde, daran schuld waren.

Vater Nicolo ließ auf die Antwort nicht lange warten. — „Bist Du gescheut, Mädchen?" sagte er. „Ich habe zwar Nichts dagegen, daß der Vincentio ein recht braver, fleißiger und ver-

ständiger Bursch ist; aber er ist auch ein Habenichts, der außer seinen gesunden Armen Nichts sein nennt, und Du bist die Tochter des reichsten Winzers in der ganzen Gegend. Was würden wohl die Nachbarn sagen, wenn ich, der reiche Nicolo, mein Kind an einen Knecht verheirathen wollte!"

„So?" erwiderte Antonetta; „wo wäre denn aber des reichen Winzers Nicolo Kind, wenn der Habenichts nicht gewesen wäre? — Was geht es denn die Nachbarn an, wenn Du Dein Kind dem Manne giebst, der es Dir am Leben erhalten, und das seinige dabei gewagt hat? — Du meinst, er habe Nichts, als seine gesunden Arme? Ei nun, die sind schon viel werth, denn wären sie nicht zur rechten Zeit gekommen, dann hätte man Dir Deine Antonetta wahrscheinlich in Stücken nach Hause gebracht, denn die Mühlräder sind schwer und machen so ein Mädchen wohl klein. Aber er hat außer den gesunden Armen auch ein gesundes Herz, ein so braves Herz, daß, wenn er auch vielleicht kein reicheres, doch gewiß ein besseres Mädchen fände, als ich bin."

Vater Nicolo lachte herzlich. — „Sieh' ein Mal," sagte er, „da gestehst Du ja unverhofft recht ehrlich, daß Du die Allervortrefflichste nicht bist! Es geschähe dem armen Burschen am Ende nicht einmal ein Gefallen, wenn ich ja sagte, er könnte sich ja lieber eine Bessere nehmen."

„Ich will schon keine Bessere haben, Vater Nicolo!" rief Vincentio jetzt zum Fenster hinein. „Seid nur so gut und sagt ja, ich will es gern mit Eurer Antonetta versuchen: ich nähme sie, wenn sie auch nicht des reichsten Winzers Tochter wäre. Euch aber soll es auch nicht gereuen: ich will Euch ein treuer Sohn sein, Ihr sollt keine Hand mehr zu rühren brauchen, und dann will ich Gott bitten, daß er Euch meinetwegen noch hundert Jahre leben lasse, damit ich für Euch arbeiten, Euch hegen und pflegen kann!"

Antonetta hatte keinen ganz kleinen Schreck bekommen, als sie Vincentio's Stimme vernahm. Sie wollte ihm auch, als er in die Stube trat, ein recht verdrießliches Gesicht darüber machen, daß er sie belauscht; Vincentio aber ließ sich dadurch

[illegible] treten, er faßte sie bei der Hand, trat mit ihr vor den [illegible] und sagte treuherzig:

„Vater Nicolo, ich bin ein blutarmer Bursch, aber deswegen hätte ich doch vielleicht gewagt, um Eure Tochter zu werben, wenn — nehmt's nicht übel, daß ich davon rede, — wenn [illegible] sie nicht den Mühlrädern entrissen hätte. Wäre ich nach Dem gekommen, da hättet Ihr Beide denken können, ich thue mir Etwas darauf zu Gute, was doch meine Pflicht war, und hätte ich Antonetta um ihre Hand gebeten, so mußte es scheinen, als fordere ich einen Lohn. Da nun aber Antonetta selber meint —"

„Wer hieß Dich denn, mich zu behorchen?" fiel Antonetta schmollend ein.

„Geheißen hat es mich Niemand," entgegnete Vincentio; „aber es ist vielleicht Gottes Wille gewesen, daß ich mein Glück erlauschen sollte. Sei also nicht böse, — und Ihr, Vater Nicolo, sagt nur ja und segnet uns: es soll Euch gewiß und wahrhaftig niemals gereuen!"

Vater Nicolo machte zwar erst noch ein kurioses Gesicht und schüttelte den grauen Kopf; er konnte sich nicht genug wundern, daß sein stolzes Töchterchen den armen Knecht zum Manne nehmen wolle. Endlich aber mochte er doch wohl einsehen, daß er bei seiner Wohlhabenheit nicht nöthig habe, seiner Tochter einen reichen Mann zu geben, daß Vincentio Eigenschaften besitze, die mehr werth sind, als Geld und Gut, und so sagte er denn:

„Wärest Du nicht gewesen, so hätte ich jetzt keine Tochter mehr zu vergeben, nimm sie also nur hin. Möge Gott Euch segnen, wie ich Euch segne, es Euch wohl gehen lassen und Eure Herzen fromm und brav erhalten!"

Da flogen Antonetta und Vincentio dem alten Manne an die Brust, daß sie ihn beinahe über den Haufen geworfen hätten und daß er froh war, als er wieder zu Athem kam. Um nun ihnen Ruhe zu haben, schob er sie zum Zimmer hinaus und deutete ihnen an, sie sollten, wenn sie sich noch Etwas zu sagen hätten, sich vor die Thür setzen, ihn aber zufrieden lassen.

Wie die Beiden nun auf der Bank vor dem Hause saßen,

da hielt Antonetta ihrem Erwählten noch ein Mal eine derbe Strafpredigt über sein Horchen und bei der Gelegenheit erfuhr Vincentio, daß, während er auf der Mühle gewesen, wieder ein Freier sich gemeldet, daß Antonetta ihn so subtil als möglich abschläglich beschieden, wodurch das Gespräch mit ihrem Vater herbeigeführt worden.

Als von der Mühle die Rede war, fielen Vincentio auch Veronika's lieblose Aeußerungen über Antonetta wieder ein; aber er schwieg, denn er hatte den eben so vernünftigen, als ehrenwerthen Grundsatz, daß ein Zwischenträger niemals Gutes stiftet. Er wußte, daß es Antonetta schwer kränken würde, erführe sie, daß ihre vertrauteste Freundin sie zu verkleinern suche; zugleich aber nahm er sich auch vor, ferneren hämischen Angriffen gegen Antonetta mit aller Entschiedenheit entgegen zu treten. —

Bis zum späten Abend plauderten Antonetta und Vincentio noch froh und vergnügt; Jene konnte sich nicht genug wundern, daß sie nicht schon weit früher eingesehen, wie Vincentio in jeder Beziehung über den andern Bewerbern stehe, so arm er auch sei, und Vincentio konnte nicht begreifen, warum er, der sonst gar nicht wußte, was Furcht sei, nicht längst seine Wünsche Antonetta offenbart.

„Es wäre freilich ein Wagestück gewesen," sagte er scherzend, „denn ich bin doch auch gar zu arm. Sieh', nicht einmal ein kleines Geschenk zur Verlobung kann ich Dir kaufen, wie es doch Sitte ist, denn mein Bischen vom Lohn Erspartes habe ich —"

Hier stockte er; Antonetta aber fragte hastig:

„Nun, wo hast Du es gelassen?"

Vincentio zögerte eine Weile, bevor er mit einigem Widerstreben antwortete:

„Verthan habe ich's."

„Du!" sagte Antonetta drohend, „Du lügst! ich sehe es an Deinem Gesicht. Gleich sage mir die Wahrheit: wo hast Du Dein Erspartes gelassen?"

„Willst Du's denn durchaus wissen," entgegnete Vincentio:

Antonetta sich von ihm gewendet. Nun aber mußte sie Lust aufgeben, denn wenn das goldene Herz wirklich gerühmte Zauberkraft besaß, so war an eine Trennung An-'s und Vincentio's nicht zu denken. —

Veronika war froh, als die Freundin von ihr ging, damit ihrem Aerger Luft machen konnte, und damit sie hierbei recht gestört sei, ging sie hinaus in's Feld und immer weiter, bis in den nahegelegenen Wald kam. Da tobte sie nun nach Herzenslust, wünschte Antonetta und Vincentio gerade so viel Aerger und Elend auf den Hals, wie sie der Freundin in's Gesicht Glück gewünscht, und weinte dazwischen dann und vor Wuth, als wäre ihr das entsetzlichste Unglück geschehen.

Dabei gerieth sie immer tiefer in den Wald, ohne darauf zu achten, bis plötzlich ein jämmerliches Geheul ihre Aufmerksamkeit erregte. Aufblickend gewahrte sie ein Hündchen, das mit dem Fuße in ein Fangeisen gefallen war, welches der Jäger hier für die Thiere des Waldes aufgestellt hatte. Veronika eilte hin und machte das Thierchen los, das nun freundlich winselnd an ihr empor sprang, als wolle es durch Liebkosungen seine Erkenntlichkeit bezeigen; dann lief es, den durch das Eisen verletzten Fuß hoch haltend, waldeinwärts, sah sich aber von Zeit zu Zeit um, ob Veronika ihm folge.

Veronika, die noch keine Neigung zum Nachhausegehen hatte, ging langsam dem Hündchen nach, das sich fortwährend nach ihr umsah; so gelangte sie nach einer Weile an einen Hügel, der Hund lief hinauf, Veronika folgte ihm, und als sie nun von oben nach der andern Seite hinunter sah, da zeigte sich ihr ein liebliches Thal, das wie ein einziger wundervoller Garten anzuschauen war. Wie Harfenklang tönte das Rauschen hoher, dichtbelaubter Bäume, auf denen Vögel mit goldglänzendem Gefieder sich wiegten, zwischen die Bäume hindurch sah man die Farbenpracht weiter Blumenfelder, auf denen Schmetterlinge, wie Veronika sie nie so schön gesehen, hin und her flatterten.

Staunend stand das Mädchen eine Weile und schaute hinein in das herrliche Thal, dem das Hündchen bereits zugeeilt

war; dann zog es sie wie mit Gewalt hinab, bald stand sie zwischen den Blumen, die sie von oben bereits bewundert hatte. Noch war sie unschlüssig, ob sie weiter gehen oder umkehren solle, da erhob sich von einer zur Seite stehenden Bank, die aus lauter Rosen bestand, eine liebliche Frauengestalt und kam auf Veronika zugeschritten.

„Wie kommst Du hierher?" fragte sie. „Bist Du so verwegen, daß Du es gewagt, diesem Orte zu nahen, den noch Niemand ungestraft betreten hat, oder weißt Du nicht, wo Du Dich befindest?"

„Ich wußte es bisher nicht," entgegnete Veronika furchtsam; „jetzt jedoch wird mir klar, wohin ich unbedacht gerathen bin: ich habe die Grenze des Reiches der mächtigen Circe überschritten —"

„Und wirst die thörichte Neugier büßen, welche Dich ohne Zweifel hierher geführt, denn die mächtige Circe steht vor Dir und gedenkt Dir den Vorwitz zu verleiden," sagte diese.

„Nicht Neugier und Vorwitz war es, was mich hierher gehen ließ," sprach Veronika zitternd; „höre mich an, bevor Du Deinem Zorne gegen mich Raum giebst. Jenes kleine Hündchen, welches sich an Dich schmiegt, fand ich mit dem Fuße in einem Fangeisen und befreite es; mit meinen Gedanken beschäftigt, achtete ich nicht auf den Weg, ich folgte dem Hündchen, das vor mir her lief, und gerieth so absichtslos in Dein Bereich, von dem ich wohl weiß, Du duldest es nicht, daß man es unberufen betrete."

„Mein Hündchen hast Du befreit?" nahm die Circe das Wort; „nun, das ändert allerdings die Sache, dann habe ich mich ja bei Dir zu bedanken. Bleibe hier, so lange es Dir gefällt; komm, laß uns weiter in meinen Garten gehen, es wird Dir vielleicht Vergnügen machen, ihn ganz in Augenschein zu nehmen."

Veronika wäre lieber weit fort gewesen, denn sie konnte sich der Furcht vor der Circe nicht erwehren, von welcher man sich wenig Gutes erzählte; man behauptete allgemein, sie sei eben so boshaft, als schön, und finde ihr Vergnügen daran, Denen, welche sich zu ihr verirrten, allerlei schlimme Streiche

[illegible] In der That glaubte Veronika auch in dem sonst [illegible] Gesicht der Circe einen heimtückischen Zug zu se[illegible] und so war ihr gar nicht recht wohl in deren Nähe; in[illegible] fürchtete sie, ihren Zorn zu reizen, wenn sie Mißtrauen [illegible] deßhalb stellte sie sich, als sei sie sehr erfreut über die [illegible]ubniß, sich in dem schönen Garten ergehen zu dürfen. Die [illegible] übernahm es selbst, Veronika umher zu führen, und so [illegible]ten denn die Beiden ihre Wanderung durch dies kleine Pa[illegible]ies an.

Nach und nach besiegte die Bewunderung beim Anblick der [illegible]erhaften Schönheit, welche sich hier überall entfaltete, die [illegible]cht Veronika's. Es war aber auch Alles, was sie rings [illegible] sah, so wunderbar herrlich, daß sie vor Erstaunen gar [illegible] zu sich kommen konnte, und je tiefer die Circe sie in den [illegible]rten hinein führte, um so schöner schien zu werden, was er [illegible]. Die Blumen übertrafen an Farbenpracht und süßem [illegible] Alles, was Veronika jemals gesehen, die Vögel sangen [illegible]zaubernd, wie sie es nie gehört, sogar das Rauschen der [illegible] schien in harmonischen Melodieen zu erklingen und die [illegible] dem lauen Winde bewegten Blätter der Bäume das Echo [illegible]zugeben.

Die Circe überließ Veronika geraume Zeit ihren staunen[illegible] Betrachtungen; sie ging schweigend neben ihr her. Endlich [illegible] sie zu einer Grotte, in welcher weiche Moosbänke zur [illegible] einluden; hier sagte die Circe:

„Du wirst warm geworden und ermüdet sein von der [illegible]derung; wir wollen hier ausruhen, Du magst Dich abküh[illegible] und wir wollen ein Wenig plaudern: ich habe lange nicht [illegible]nommen, wie es draußen bei Euch zugeht."

Der Aufforderung folgend, trat Veronika in die Grotte [illegible] ließ sich auf einer Moosbank nieder; die Circe setzte sich [illegible]r und eröffnete das Gespräch, indem sie anhob:

„Du sagtest mir vorhin, Du wärest so mit Deinen Gedan[illegible] beschäftigt gewesen, daß Du nicht auf den Weg geachtet [illegible] hast. Du so Wichtiges vor, daß all' Dein Denken dadurch [illegible]durch genommen wird?"

Veronika erröthete, sie konnte nicht sogleich mit sich einig

werden, ob sie die Wahrheit sagen solle, oder nicht; theils aber aus Furcht, sie könne sich, wenn sie die Wahrheit nicht sage, in Widersprüche verwickeln und den Zorn der Circe reizen, theils auch von dem Verlangen gedrängt, irgend Jemand mitzutheilen, was ihr die Brust beschwerte, erzählte sie, was zwischen ihr, Antonetta und Vincentio vorgehe, und da sie nun einmal im Zuge war, so unterließ sie auch nicht, sich in ziemlich starken Schmähungen über ihre Freundin zu ergehen.

Die Circe hatte der Erzählung aufmerksam zugehört; ein hämisches Lächeln spielte um ihren Mund: sie schien sich zu freuen, daß sie vielleicht Gelegenheit erhielt, einen boshaften Streich auszuführen.

„Da ist Dir allerdings Deine bisherige Freundin im Wege," begann sie. „Ich möchte Dir recht gern helfen, aber meine Macht über Andere kann ich nur innerhalb der Grenzen meines Bereiches üben; wenn Du es möglich machen könntest, Antonetta hierher zu locken, dann wollte ich sie bald unschädlich machen; so lange sie aber draußen ist, kann ich ihr Nichts anhaben."

„Unschädlich machen?" wiederholte Veronika, und sah die Circe mit einem Blicke an, der zu fragen schien: „Auf welche Weise soll das geschehen?" — denn das Gewissen flüsterte ihr doch zu, es sei wenig redlich gehandelt, daß sie mit der Circe, die von Jedermann gefürchtet wurde, in Verkehr treten und deren Hülfe gegen eine Freundin in Anspruch nehmen wollte, von der sie sich geliebt wußte.

„Du wirst gehört haben," entgegnete die Circe, „daß es in meiner Macht steht, nicht nur selbst jede beliebige Gestalt anzunehmen, sondern dieselbe auch Anderen zu geben. Bei dem Letzteren bin ich aber auf mein Gebiet beschränkt, außerhalb desselben hört meine Macht über Andere so weit auf, daß ich mich ihnen zwar in jeder Gestalt nahen kann, ihnen jedoch die ihrige lassen muß. Gelingt es Dir also, Antonetta hierher zu bringen, so will ich sie schon so zurichten, daß Vincentio kein Verlangen tragen soll, sich mit ihr zu verbinden; Du sollst alsdann die Wahl haben, ob Du sie in einen Vogel, einen Fisch, einen Hund oder ein Schwein, eine Schlange oder was es

...er sei, verwandelt haben willst: damit will ich Dir meinen ... wagen für die Befreiung meines Hündchens."

Veronika fühlte ein leises Frösteln bei dem Gedanken daran, daß sie eine solche Schändlichkeit gegen die Freundin ausüben ...; ihr besseres Gefühl sträubte sich dagegen, lange zauderte sie mit der Antwort.

„Nun?" fragte die Circe, „hast Du gegen diesen Vorschlag Etwas einzuwenden?"

„Ließe sich denn nicht vielleicht auf eine andere Weise zum ... kommen?" begann Veronika furchtsam. „Ich muß gestehen, Antonetta war immer liebreich gegen mich, ungern möchte ich zu dem Aeußersten greifen. Auch ihr alter Vater —"

„Ich würde solche Bedenklichkeiten zwar nicht hegen," fiel die Circe ein, „indessen will ich nicht mit Gewalt in Dich dringen, auf meinen Vorschlag einzugehen; höre also einen anderen. Du sprachst mir von dem goldenen Herzen, welches ... trägt und wodurch Deine letzte Hoffnung zerstört ... ist: suche Dich doch desselben zu bemächtigen, damit seine Zauberkraft nicht länger auf Antonetta einwirke, dann ... Du ja sehen, ob ihre Unbeständigkeit Deinen Wünschen ... kommen wird."

Auch hiergegen lehnte Veronika's besserer Sinn sich auf. „Ich soll die Freundin bestehlen?" sprach sie.

„Du bist auch gar zu schwierig!" erwiderte die Circe; „ich ... Dir so gern helfen, aber Du weisest Alles zurück, was ... dienlich sein könnte. Wohlan! höre einen dritten Vorschlag: bist Du damit zufrieden, wenn ein Anderer Antonetta ... Kleinods beraubt, von welchem Du zu fürchten hast?"

„Dagegen kann ich Nichts haben," versetzte Veronika, „was ... einen Anderen geschieht, habe ich nicht zu verantworten." Veronika vergaß dabei, daß der Anstifter einer schlechten ... gerade eben so strafbar, oft strafbarer ist, als Derjenige, ... sie ausführt. —

„Gut," sprach die Circe, „wenn Du damit einverstanden ... so werde ich selbst den Raub vollbringen. — Wie aber, ... Antonetta auch ohne das goldene Herz an Vincentio fest-

Veronika dachte eine Weile nach, dann fragte sie:

„Darf ich in diesem Falle wieder zu Dir kommen, um Deinen weiteren Rath zu hören?“

„Du wirst mir jederzeit willkommen sein und ich werde Dir dienen, wie ich vermag,“ entgegnete die Circe. „Vorläufig gebe ich Dir die Versicherung, daß Antonetta das goldene Herz morgen nicht mehr besitzen wird!“ —

Es war Zeit, daß Veronika an die Heimkehr dachte.

„Ich werde Dich begleiten und Dich den kürzesten Weg durch die Haide führen,“ sagte die Circe, als Veronika den Wunsch zu erkennen gab, sie möchte nach Hause gehen. — Beide verließen darauf den Zaubergarten, und die boshafte Circe gab sich unterwegs alle Mühe, Veronika für das Unternehmen gegen die Freundin zu ermuthigen.

Nach Verlauf einiger Tage sehen wir eines Abends Antonetta mit heiterem Gesicht der Rückkehr Vincentio's aus den Weinbergen harren. Sie spielte mit dem um ihren Hals hängenden goldenen Herzen und dachte lächelnd darüber nach, ob dasselbe wirklich die gerühmte Zauberkraft besitzen sollte. Zugleich aber sagte sie sich, daß ein solches Mittel nicht nothwendig sei, um sie fest an Vincentio zu binden, denn immer mehr hatte sie sich von dessen Redlichkeit überzeugt, und so viel Gewalt hatte er bereits über sie erlangt, daß sie es sich gefallen ließ, wenn er sie bei geeigneter Gelegenheit auf ihre Fehler aufmerksam machte und ihr vorstellte, wie viel schöner sie noch sein würde, wenn sie sich derselben entäußerte.

„Wäre *sein* Herz nicht ein gar so vortreffliches,“ sprach sie, indem sie das Kleinod in den Fingern drehte, „Du würdest mich auf die Länge doch wohl nicht binden; so aber wird er mir stets lieb und werth bleiben, denn ich kann ganz zufrieden sein, daß ich an ihn gekommen bin.“ —

Die Zeit bis zu Vincentio's Ankunft währte ihr zu lange, sie ging ihm daher entgegen. Unterweges sang sie ein fröhliches Liedchen und spähte dabei immer vorwärts, ob Vincentio noch nicht komme. Er mußte aber heut wohl ungewöhnlich lange

[illegible] erhalten werden, denn ehe sie seiner gewahr werden [illegible] sich ein Mädchen, etwa in Antonetta's Alter, zu [illegible], fragte sie nach dem Wege zur nächsten Stadt, und als [illegible] ihr bereitwillig Auskunft gegeben, blieb Jene bei ihr, [illegible] der Weg zur Stadt führte eben an den Weinbergen [illegible].

Die junge Reisende — als solche ließ ihre Ausstattung die Fremde erscheinen — war sehr gesprächig, Antonetta, die ebenfalls gern plauderte, fand Gefallen an ihrer Unterhaltung, [illegible] bald zutraulich, und als die Fremde sich über Müdigkeit beklagte, setzte sie sich mit derselben nieder, als sie an einen zum Ausruhen geeigneten Platz gekommen waren, meinend, sie könne ja auch hier Vincentio erwarten.

Immer mehr vertieften die beiden Mädchen sich in ihr Gespräch, nach und nach wußte die Fremde Antonetta über alle [illegible] Verhältnisse auszuhorchen, so kam sie denn auch auf ihren [illegible]stand, und scherzend zeigte sie endlich der Fremden das [illegible] Herz, sich über die angebliche Zauberkraft desselben lustig machend.

Die Fremde lachte mit ihr, besah das Kleinod von allen Seiten, zog zuletzt, wie spielend, das Band, an welchem es hing, von Antonetta's Halse und hing es sich um. Man scherzte [illegible] ein Weilchen, dann wollten die Mädchen weiter gehen. [illegible] sie aufstanden, sagte die Fremde:

„Sieh', dort kommt Jemand, ist es vielleicht Dein Bräutigam?"

Antonetta stieg schnell auf den Stein, auf welchem sie gesessen hatte, damit sie besser sehen könne; wirklich gewahrte sie [illegible] der Ferne Vincentio, ohne vorher das goldene Herz von der Fremden zurück zu fordern, lief sie ihm freudig entgegen.

Ueber dem Fragen, warum Vincentio heute so lange bleibe, dem Anhören seiner Entschuldigung, vergaß Antonetta die Fremde sammt dem goldenen Herzen; erst als sie mit Vincentio den Weg wieder zurück ging, fiel es ihr auf, daß Jene nicht zu sehen war. Vergebens spähte sie überall umher: die Fremde war fort und das goldene Herz mit ihr.

Auf Vincentio's Frage, wonach sie sich so viel umsehe, er-

zählte Antonetta, was ihr widerfahren war. — „Es ist doch ärgerlich," sagte sie; „ich war so freundlich mit dem fremden Mädchen, und zum Dank dafür werde ich bestohlen!"

Vincentio meinte, die Diebin könne doch unmöglich weit sein, und da sie ohne Zweifel den Weg, welchen sie gekommen, zurückgegangen, so könne man sie vielleicht noch einholen. Beide gingen nun rasch den Weg herauf, aber die Diebin fand sich nicht, und verdrießlich kam Antonetta mit ihrem Bräutigam, der sie umsonst über den Verlust zu trösten suchte, nach Hause. —

Die Beiden hätten freilich lange nach der Diebin suchen sollen! — Dieselbe war Niemand anders gewesen, als die Circe; sobald Antonetta den Rücken gewendet, hatte sie, bezeichnend genug für eine Spitzbübin, sich in einen schwarzen Raben verwandelt und war, das goldene Herz im Schnabel, dem Walde zugeflogen. —

Antonetta konnte während des ganzen Abends ihren Verdruß nicht los werden, und derselbe stieg noch, als der Vater, dem sie ihren Unfall ebenfalls klagte, sie obenein aufzog, indem er sich darüber lustig machte, daß Antonetta, die keine ganz geringe Meinung von ihrem Verstande hegte, sich dennoch so hatte anführen lassen.

Auch Veronika war zugegen, sie hatte sich, nachdem Antonetta das Haus eben verlassen, eingefunden und war bei dem Vater Nicolo geblieben, um die Rückkehr Jener zu erwarten. Mit innerem Frohlocken hörte sie, daß die Circe den Streich ausgeführt, während sie, der Freundin in's Gesicht, deren Scheltworten gegen die Diebin beistimmte. Antonetta wurde so immer mehr in Harnisch gesetzt, in immer ungemessenern Ausdrücken machte sie ihrem Zorne Luft.

In ihrem Aerger nahm sie endlich sogar Vincentio's Zureden, sie möchte sich doch beruhigen über eine Sache, die nun nicht mehr zu ändern wäre, schief auf, und als Jener nicht abließ, ihr das Nutzlose ihres Zornes vorzustellen, sagte sie ziemlich bitter:

„Ich glaube wohl, daß Du Dir weniger daraus machen würdest, wenn man Dir stehlen wollte, was ich Dir geschenkt hätte!"

Diese Aeußerung verletzte Vincentio, er verwies, obwohl [illegible] Ausdrücken, Antonetta ihren übermäßigen Unmuth, die Letztere wurde dadurch noch mehr gereizt, und es entstand [illegible]wortwechsel, der damit endete, daß Antonetta aufsprang, [illegible] Kammer lief und sich während des ganzen Abends nicht [illegible] sehen ließ.

Wer war froher, als Veronika! Deutlich glaubte sie schon die Wirkung der Entfernung des goldenen Herzens von Antonetta's Halse zu bemerken, und so dankte sie im Stillen der [illegible] für den ausgeführten Diebstahl.

Ueber dem Zank war es spät und dunkel geworden, Veronika fürchtete sich, allein nach Hause zu gehen, Vincentio erbot sich daher, sie zu begleiten. Dadurch erhielt Jene Gelegenheit, noch ein Langes und Breites über Antonetta's allerdings nicht lobenswerthes Benehmen zu reden; sie gab sich den Anschein, als suche sie dasselbe zu entschuldigen, diese Entschuldigung aber war der Art, daß sie erst ein recht nachtheiliges Licht auf Antonetta werfen mußte. Veronika meinte nämlich, man müsse dem Mädchen sein Betragen nicht gar zu hoch anrechnen, es könne einmal nicht anders in dessen Charakter, Antonetta sei von ihren Eltern verzogen und durch den Wohlstand ihres Vaters übermüthig geworden, — und mit diesen Bemerkungen wußte die falsche Freundin sich bald den Weg zu einer wo möglich noch beredteren Darstellung aller Mängel Antonetta's, die Vincentio eine solche schon ein Mal durch Veronika erhalten hatte.

Vincentio war zwar über die Begegnung, welche er von Antonetta erfahren, betrübt, darum aber doch nicht so böse über sie, daß er Veronika hätte beipflichten sollen; er hörte wenig auf ihre lange Rede, antwortete gar nicht darauf, und war froh, als man die Mühle erreicht hatte und er umkehren konnte.

Veronika aber war lange nicht so fröhlich zu Bett gegangen, als an diesem Abende; sie hielt den Bruch zwischen Antonetta und Vincentio für so ausgemacht, daß sie die zuversichtlichsten Hoffnungen darauf baute und bereits über eine wohlgesetzte Rede nachdachte, mit welcher sie Vincentio's sicher erwartete Bewerbung beantworten wollte. —

Eben so vergnügt stand sie am andern Morgen auf; sie war nun mit sich einig, welche Antwort Vincentio, wenn er käme, erhalten sollte, und in der That würde die Rede, welche nach einigen Umschweifen darauf hinaus ging, daß Veronika nicht abgeneigt sei, Vincentio's Frau zu werden, obgleich schon sehr wohlhabende Freier sich bei ihr gemeldet, — diese Rede, meine ich, würde gar nicht übel geklungen haben, denn es fehlte ihr Nichts weiter, als die Gelegenheit, sie an den Mann zu bringen, und es war wirklich Jammerschade, daß diese Gelegenheit ausblieb. —

Veronika dachte eben noch darüber nach, wie nahe sie am Ziele ihrer Wünsche sei, als die Magd zu ihr herein kam und sagte:

„Es kommt Besuch von Nicole's."

„Da ist er schon!" sagte Veronika leise zu sich selbst, und geschwind dachte sie noch ein Mal an ihre Rede, dann setzte sie sich in Bereitschaft, den Bewerber zu empfangen.

Die Thür ging auf und herein trat — Antonetta. Sie hatte rothgeweinte Augen und sah so trübselig aus, daß sie selbst bei Veronika einige Augenblicke lang Mitleid erregte. Gleich darauf machte diese aber ein ganz curioses Gesicht über ihre Täuschung, was Antonetta freilich nicht bemerken konnte, denn diese warf sich sogleich an die Brust der vermeinten Freundin und weinte bitterlich.

„Ach, liebe Veronika!" sagte sie schluchzend, „was habe ich mit meiner Ungezogenheit wieder angerichtet! — Verdiene ich nicht die härteste Strafe für mein abscheuliches Benehmen gestern Abend? — Ich habe Dich auch beleidigt, liebe Veronika, bin fortgelaufen, ohne Dir eine gute Nacht zu wünschen, — ach! dafür habe ich auch eine denn schlechtere Nacht gehabt! — Sei nicht mehr böse, meine Herzensfreundin, ich will mich ja bessern, will Niemand mehr kränken!"

Veronika spielte die Großmüthige, sie versicherte, daß sie Antonetta von Herzen die Unart verzeihe, und diese fuhr fort:

„Wie gut Du bist, meine theure Veronika! — Gewiß wirst Du mir auch die Bitte gewähren, die ich an Dich richten will, da Du mir verziehen hast. — Du hast gesehen, wie ich

[illegible] beleidigt habe; ich weiß, er ist so gut, daß gewiß [illegible] vergeben wird, wie Du es gethan; aber ich schäme [illegible] sehr vor ihm, daß ich ihn kaum werde ansehen kön[illegible] Um Verzeihung bitten will ich ihn gern, das bin ich ihm [illegible], aber Du sollst mir dabei helfen, ihn bitten, daß er es [illegible] nicht gar zu schwer macht. Das ist gewiß nicht Hochmuth, [illegible]laube mir, liebe Veronika, aber Du kannst Dir gar nicht den[illegible], wie es mich beschämt, daß ich mich so abscheulich gegen [illegible] betragen habe, dem ich doch mein Leben verdanke. — Nicht [illegible], gute Veronika, Du schlägst mir meine Bitte nicht ab?"

Das war ein schöner Auftrag für Veronika, der Alles an [illegible] Zerwürfniß zwischen Antonetta und Vincentio lag, die [illegible] ganze Hoffnung darauf gebaut hatte! — Sie, auf deren [illegible]veranstaltung der Grund zum Unfrieden entstanden war, sie [illegible] jetzt den Frieden vermitteln helfen! — Das war nach [illegible] Meinung doch ein Wenig zu viel verlangt, es war ja [illegible] ärgerlich genug, daß der Nichtbesitz des goldenen Her[illegible]s bei Antonetta die gewünschte Wirkung nicht äußerte. Alle [illegible]nung aufgeben mochte Veronika dennoch nicht, ein Versuch [illegible] erst noch gemacht werden, Antonetta umzustimmen.

„Ich bin gern bereit, Deinen Wunsch zu erfüllen," hob [illegible]an, „aber willst Du denn wirklich Vincentio um Verzeihung [illegible]? — Ich glaube nicht, daß ich es thun würde, denn man [illegible] bedenken, daß man nachher immer zum Nachgeben genö[illegible]t ist, wenn man sich ein Mal gedemüthigt hat. Ich ließe [illegible] Sache ruhig gehen; ist Vincentio wirklich an Dir gelegen, [illegible] wird er selber die Versöhnung herbeizuführen suchen. Uebri[illegible]s muß ich Dir sagen, es gefällt mir gar nicht, daß er es [illegible] schon gethan hat."

„Ich habe mich ja gar nicht vor ihm sehen lassen heut," [illegible]agte Antonetta, „ich sage Dir ja, daß ich mich zu sehr schäme, [illegible] anzusehen."

„Nun, so warte doch, bis er Dich aufsuchen wird," ver[illegible]te Veronika, „dann ist's ja immer noch Zeit genug, wenn [illegible] ihm abbitten willst."

„Nein, nein!" sprach Antonetta, „ich bin im Unrecht, also [illegible]uß ich ihn aufsuchen. — O, liebe Veronika, hilf mir doch

dabei! — Ich weiß es recht gut, ich verdiene gar nicht ein so redliches Herz, wie Vincentio es hat, aber ich will mich ja bessern, er soll nicht wieder über mich klagen dürfen."

Dieses Geständniß überzeugte Veronika vollends von der Fruchtlosigkeit der Bemühung, Antonetta zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Um jedoch ihre wahren Gedanken nicht zu verrathen, versprach sie, dem Wunsche der Freundin nachzukommen.

Es war indessen nicht nöthig, daß sie ihr Wort löse, was ohne Zweifel nicht ohne bedeutenden Zwang, den sie sich würde haben anthun müssen, hätte geschehen können; schon am Mittage, als Vincentio nach Hause kam, boten die Brautleute einander gegenseitig die Hand zur Versöhnung, und als Veronika am Abend erschien, blieb ihr Nichts mehr zu thun übrig. Sie ging dies Mal weder so vergnügt nach Hause, wie gestern, noch legte sie sich mit so ausschweifenden Hoffnungen zu Bett, vielmehr ließ jenes Gefühl, das schon so manche schlechte That, so manches schwere Verbrechen hervorgerufen, das den hübschesten Menschen zum häßlichsten Scheusal machen kann, — der Neid, — sie lange nicht einschlafen.

Sobald Veronika sich am darauf folgenden Tage vom Hause los machen konnte, machte sie sich auf den Weg zu der Circe, von der sie freundlich aufgenommen wurde.

„Nun, wie steht's?" fragte dieselbe; „Du siehst ja so verdrießlich aus, als wäre Dir etwas sehr Unangenehmes widerfahren."

„Soll ich mich etwa freuen?" entgegnete Veronika. — „Daß Du Antonetta das goldene Herz fortgenommen hast, hat gar Nichts genützt, sie hängt nur noch fester an Vincentio, so fest, daß sie selbst ihren hochmüthigen Sinn gebeugt und ihn um Verzeihung gebeten hat, da er von ihr beleidigt worden. Jetzt ist alle Hoffnung vorbei: geschieht nicht etwas Außerordentliches, so muß ich mitansehen, wie Antonetta Vincentio's Frau wird, wenn ich mich nicht schon vorher todt geärgert habe."

[illegible], es wäre doch Schade um Dich, wo bekäme Anto[illegible] falsche Freundin wieder her?" sagte die Circe spottend.

„Also etwas Außerordentliches, meinst Du, müßte zesche[illegible]? — Wäre es Dir denn wohl recht, wenn ich Antonetta [illegible] ein Wesen verwandelte, das Vincentio nicht heirathen [illegible]? etwa in einen Vogel, oder —"

„Meinetwegen in einen Affen, einen Bären, ein Murmelthier, — in was Du immer willst!" fiel Veronika eifrig ein; [illegible] ist mir Alles gleich, wenn ich nur meinen Zweck er[illegible]."

„Ja, ich will Dir gern dienen," entgegnete die Circe, [illegible] Du mir Antonetta nur her bringst, daß ich sie in meine [illegible]walt bekomme."

„Ich will sie schon her bringen," sagte Veronika; „sobald [illegible] zu mir kommt, führe ich sie nach dem Walde, und dann [illegible] ihrem Schicksal gewiß nicht entgehen!" —

[illegible] dieser Versicherung und dem festen Vorsatze, dieselbe [illegible]hr zu machen, schied Veronika von der Circe. — Wirklich war ihre Erbitterung jetzt so gestiegen, daß sie sich nicht mehr [illegible]nte, ihre vertrauteste Freundin, die ihr wissentlich nie ein Leid zugefügt hatte, in das größte Unglück zu stürzen.

Abermals jedoch sollte ihr böses Vorhaben vereitelt wer[illegible], und gerade war es wieder Vincentio und die große Er[illegible]heit Antonetta's für denselben, wodurch es geschah.

Zwei Mal schon hatte Veronika unter dem Vorgeben, man [illegible] einen Spaziergang machen, Antonetta in den Wald ge[illegible], ohne sie bewegen zu können, daß diese ihr tiefer in den[illegible] folgte, als er gewöhnlich betreten wurde. Als Grund [illegible] Weigerung gab sie an, Vincentio habe sie gewarnt und [illegible] genau bezeichnet, wie weit sie gehen könne, ohne sich dem [illegible]reiche der gefürchteten Circe, die Jener sehr wohl kannte, [illegible]nähern. Alle Gegenreden Veronika's fruchteten nicht, An[illegible] blieb dabei, sie habe Vincentio versprochen, sich nicht [illegible]willig in Gefahr zu geben, und ob Veronika auch beinahe [illegible] über diese Folgsamkeit bei ihrer sonst so eigensinnigen [illegible], sie mußte es sich gefallen lassen, daß diese zu rechter [illegible] umkehrte. —

Troſtlos kam Veronika zu ihrer neuen Freundin, der Circe, und klagte dieſer ihre Noth. Die Circe ſchüttelte den Kopf und meinte:

„Sie macht es uns wirklich ſchwer, ihr beizukommen; indeſſen muß ſich doch ein Mittel finden, durch welches man ſie hierher lockt. Führe ſie ferner nicht mehr nach dem Walde, damit ſie nicht endlich Deine Abſicht merkt; wenn ſie Dich wieder beſucht, dann halte Dich mit ihr im Garten auf, von dort werde ich ſie dann ſchon hinbringen, wohin ich ſie haben will.“

Mit dieſem Troſte kehrte Veronika nach Hauſe zurück. —

Nach einigen Tagen war Antonetta wieder bei ihr; dem Gebote der Circe folgend, ſprach Veronika nicht von einem Spaziergange nach dem Walde, ſondern ſie ſetzte ſich mit Jener in den Garten.

Antonetta plauderte unbefangen, wie ſonſt; Veronika war dagegen ſo zerſtreut, daß es der Freundin zuletzt auffallen mußte und dieſe nach der Urſache fragte. Veronika machte eine Ausrede, welche Antonetta auch arglos gelten ließ, während die Wahrheit war, daß die falſche Freundin in beſtändiger Erwartung ſaß, was die Circe beginnen werde.

Sie hatte eben angefangen, etwas mehr auf ſich zu achten, damit ſie ſich nicht ſelbſt verrathe, da rief Antonetta plötzlich:

„Sieh', Veronika, welch' ein wunderſchöner Vogel!“

Dabei deutete ſie nach einem Mandelbaum, auf deſſen Zweigen ein Vögelchen von wunderbarer Schönheit hin und her ſprang. Außer in dem Garten der Circe, hatte auch Veronika nie etwas Aehnliches geſehen; das Gefieder des kleinen Thieres war von einer nicht zu beſchreibenden Farbenpracht, die kleinen Augen glänzten wie zwei geſchliffene koſtbare Edelſteine, und wenn er mit den Flügeln ſchlug, ſo ſah es aus, als wären ſie mit Gold gefüttert.

Jetzt ſaß der Vogel ſtill und begann zu ſingen. Das waren Töne, wie Antonetta ſie nie gehört, wie von einer Kryſtallglocke klangen ſie, ſo ſüß, ſo bezaubernd, daß die Mädchen den Athem anhielten, um nur keinen Laut des kleinen Sängers zu verlieren.

„Wie schön! ach, wie schön!“ flüsterte Antonetta, als der Vogel schwieg. Dieser hüpfte von dem Baume herunter an die Erde, kam nahe zu den Mädchen heran und sah mit seinen glänzenden Augen zu ihnen auf.

„Könnt' ich ihn fangen!“ rief Antonetta und streckte die Hand aus; der Vogel hüpfte weiter, flog aber nicht ganz fort, blieb vielmehr in geringer Entfernung sitzen und begann wieder zu singen. Antonetta's Verlangen nach dem wundervollen Thierchen wurde immer stärker, sie näherte sich ihm, er hüpfte in kurzen Sätzen weiter und erst als Antonetta's Hand ihm ganz nahe gekommen, flog er wieder eine Strecke fort.

Antonetta folgte ihm aus dem Garten in's Feld, immer unwiderstehlicher zog sie es dem Vögelchen nach, weiter und immer weiter jagte sie sich mit ihm, bis sie sich endlich im Walde befand.

Auch hier ließ sie nicht von der Verfolgung ab, achtlos, nur von dem Verlangen nach dem Besitz des Vogels getrieben, lief sie immer tiefer in den Wald. Es erging ihr hier, wie im Garten, sie war stets nahe daran, ihn zu erhaschen, aber so oft sie ihn greifen wollte, entschlüpfte er wieder.

Schon befand sie sich am Fuße des Hügels, welcher den Aufenthalt der Circe begrenzte, ohne daß sie es bemerkte. Eben wollte sie dem Gegenstande ihres Verlangens auch dort hinauf folgen, da hörte sie von einer angstvollen Stimme ihren Namen rufen.

Sie sah sich um.

„Antonetta! um Gottes willen, bleib' zurück!“ rief Vincentio, der eben heran kam, „Du läufst der Gefahr entgegen!“

Jetzt stutzte Antonetta, sie sah, wo sie war und wollte, rasch umkehrend, auf Vincentio zueilen; aber der Vogel ließ seine bezaubernden Töne hören, und Antonetta stand zaudernd und unschlüssig, wohin sie sich wenden solle.

Vincentio war indessen zu ihr heran gekommen, er ergriff ihre Hand und sprach bittend:

„Keinen Schritt mehr vorwärts, Antonetta! Laß uns schnell von hier eilen, jenseits dieses Hügels lauert unter Blumen das Verderben!“

Antonetta ließ sich zurückziehen, aber verlangend ließ sie noch immer den Blick auf dem Vogel haften, begierig sog ihr Ohr die verlockenden Töne ein, — da schoß plötzlich ein schwarzer Raubvogel nieder und auf den kleinen Sänger zu.

Das Mädchen stieß einen Schrei des Schreckens aus, sie glaubte das Vögelchen verloren, — aber im Augenblicke war dasselbe verschwunden, ein ungeheurer Adler erhob sich an seiner Stelle, packte den kleineren Raubvogel mit seinen Krallen und riß ihn mit dem krummen Schnabel in Stücke.

„Hast Du gesehen?“ fragte Vincentio entsetzt; „es war die Circe, die hier ihr höllisches Zauberwerk treibt und Dich hinüber locken wollte in ihren Aufenthalt. Wie bin ich glücklich, daß ich noch eben zur rechten Zeit gekommen, Dich zurückzuhalten!“

Antonetta war so vom Schrecken ergriffen, daß sie zuerst gar nicht sprechen konnte. Erst als sie mit Vincentio den Ausgang des Waldes erreicht hatte, war sie so weit wieder zu sich gekommen, daß sie zu sprechen vermochte.

„Der Himmel muß mir Dich zum Schutzgeist gegeben haben, Vincentio,“ sprach sie; „in jeder Gefahr, die mir droht, erscheinst Du, um mich zu retten: werde ich je im Stande sein, Dir zu vergelten?“

Davon wollte Vincentio nun wieder Nichts hören; er fand es durchaus gar nicht außerordentlich, daß er eben im Augenblicke der Gefahr hinzu gekommen; er war auf dem Heimwege aus der Stadt begriffen gewesen, wohin er für den Vater Nicolo hatte gehen müssen, und hatte den kürzeren Weg durch den Wald genommen, um zeitig zu Hause zu sein. —

Als Tags darauf Veronika zu Antonetta kam, mußte sie sich Mühe geben, ein saures Gesicht zu verbergen, als Jene ihr den Vorgang erzählte und auch gegen sie äußerte, sie betrachte Vincentio als ihren Schutzgeist, und ehre und liebe ihn als solchen noch viel mehr. — Daß Antonetta es bei ihrer Erzählung an einigen etwas starken Ausfällen gegen die abscheuliche Circe nicht fehlen ließ, war ihr wohl nicht durchaus zu verargen: sie hatte derselben niemals Etwas zu Leide gethan,

[illegible] stets sorgsam aus dem Wege gegangen, und wurde [illegible] verfolgt.

[illegible] trübselig, daß auch dieser Streich nicht nur mißglückt war, sondern das Band zwischen Antonetta und Vincentio nur noch mehr befestigt hatte, schlich Veronika von dannen.

Ehe sie wieder zu der Circe ging, erhielt sie von dieser [illegible] Besuch. Veronika saß eben im Garten und dachte über [illegible] letzte Ereigniß nach, als sie die Circe, auf deren Gesicht [illegible] deutlich eine sehr üble Laune zeigte, eintreten sah.

„Ich komme selber zu Dir," hob sie an, „denn jetzt drängt es mich, Dir zu helfen und mich zugleich zu rächen. Wenig [illegible], so hätte ich durch die Dazwischenkunft Vincentio's, als [illegible] für Dich thätig war, den Untergang gefunden. Ich [illegible] Dir nicht zu sagen, daß ich, um Antonetta nach meinem [illegible] zu locken, die Gestalt jenes Vogels angenommen hatte, [illegible] Anblick und sein Gesang sie bezauberten. Nur noch eine [illegible] Strecke durfte Antonetta mir folgen, dann wäre sie in [illegible] Gewalt gewesen; da kam Vincentio heran, hielt sie durch [illegible] Ruf zurück und nöthigte mich so, länger zu verweilen. [illegible] einen Augenblick später durfte ich des Raubvogels gewahr [illegible], der auf mich herab schoß, so wäre ich verloren gewe[illegible] denn in der Gestalt des kleinen Vögelchens hätte ich mich [illegible] nicht erwehren können. Ich will den Schrecken nicht [illegible] gehabt haben, es verlangt mich, den Beiden zu bezah[illegible], daß mir solche Angst bereitet worden ist; darum komme ich, Dir einen neuen Vorschlag zu machen, der Dir hoffentlich [illegible] wird. Komm sogleich mit mir nach meinem Garten, [illegible] werde ich Dir Antonetta's Gestalt verleihen, und in die[illegible] sollst Du sie aus ihres eigenen Vaters Hause verdrängen; [illegible] nimmt Dich für sie, Dir ist geholfen und ich bin [illegible]."

Im ersten Augenblicke war Veronika sehr erfreut über die[illegible] Vorschlag; gleich nachher aber stellten sich doch Beden[illegible] ein.

„Die Idee ist vortrefflich," sagte sie, „aber mein Vater, — er müßte mich doch dabei verlieren."

„Hast Du wieder Bedenklichkeiten?" versetzte die Circe in zornigem Tone. „Nun gut, so hilf Dir selber, ich werde wohl eine andere Gelegenheit finden, mir Genugthuung zu verschaffen!"

Nach diesen Worten wandte sie sich zum Gehen. Veronika war noch einige Augenblicke unschlüssig, dann aber siegte die Leidenschaft über jedes andere Gefühl, sie ging der Circe nach und sprach mit beklemmter Brust:

„Ich gehe mit Dir und will Alles thun, was Du willst, damit uns Beiden geholfen werde!"

Die Circe sprach ihre Zufriedenheit über diesen Entschluß aus und Beide gingen nach dem Zaubergarten; hier berührte die Circe Veronika's Stirn mit ihrer Hand, führte sie dann zu einem krystallhellen Bache und sprach:

„Jetzt siehe Dir Dein Bild an!"

Veronika erschrak unwillkürlich: so täuschend gleich war ihre äußere Gestalt der Antonetta's, daß sie sich selbst nicht zu erkennen vermochte.

„Jetzt gehe und mache Deine Sache klug," sprach die Circe; „Vincentio muß Dich für Antonetta nehmen, denn steht Ihr Beide neben einander, so würde ich selbst Euch nicht unterscheiden können."

„Wunderbar!" rief Veronika, und bei diesem Worte erschrak sie auf's Neue, denn sie hörte Antonetta's Stimme aus ihrem Munde tönen.

Die Circe begleitete Veronika bis zum Walde, gab ihr noch manche Regel, wie sie sich verhalten solle, und entließ sie dann.

Unterwegs suchte Veronika ihren Muth zu dem Gaukelspiele zu sammeln. Sie konnte sich einiger Unruhe nicht erwehren, wenn sie an ihren Vater dachte, doch war sie nun schon zu weit gegangen, sie konnte nicht mehr umkehren, ohne den Zorn der boshaften Circe zu reizen, deren Rache sie alsdann zu fürchten hatte. —

Es war Abend; Veronika ging, der Anweisung der Circe

[illegible], Vincentio nach den Weinbergen entgegen, wie Antonetta es zu thun pflegte. Bald wurde sie den fröhlich heran schreitenden Jüngling gewahr, und als er nun, keine Täuschung [illegible] seine Schritte verdoppelte und ihr schon von fern den Liebesgruß entgegen rief, da verdrängte das Gefühl der Sicherheit die Beängstigung aus ihrer Brust, sie nahm die Hand, welche er ihr reichte und ging mit ihm der Wohnung ihres Vaters Nicolo's zu.

Nicht lange währte es, so gewahrte sie Antonetta, die bestürzt stehen blieb, als sie Vincentio an der Hand eines Mädchens den Weg herauf kommen sah.

„Was ist Das?" fragten Antonetta und Vincentio zugleich, als sie Drei nun zusammen trafen.

„Wer ist das Mädchen?" fragte Antonetta, fast erstarrt.

„Wer bist Du, die Du eine so wunderbare Aehnlichkeit mit mir hast?" versetzte dagegen Veronika keck.

Vincentio, der sonst nicht leicht aus der Fassung zu bringen war, stand starr, wie Antonetta, zwischen den beiden Mädchen, die bis auf den kleinsten Zug einander völlig gleich waren.

„Wer ist das Mädchen, Vincentio?" wiederholte Antonetta.

„Ich fragte Dich schon ein Mal, wer Du bist," hob Veronika wieder an; „ich sah nie eine so erstaunliche Aehnlichkeit, wie sie zwischen uns herrscht."

„Sage völlige Gleichheit!" nahm Vincentio, der sich noch nicht von seinem Staunen erholen konnte, das Wort. „Es ist unmöglich, Euch zu unterscheiden."

„Wo bist Du nur hergekommen?" fragte, sich zu Antonetta wendend, Veronika wieder.

„Das frage ich Dich!" entgegnete Antonetta, bei der bereits eine Ahnung des Unheils aufstieg, welches ihr drohte. — „Wie heißest Du?"

„Du bist dreist mit Deinen Fragen," erwiderte Veronika; doch will ich um unserer seltsamen Aehnlichkeit willen Dir Rede stehen. Ich heiße Antonetta, bin des Winzers Nicolo Tochter und die Braut Vincentio's, den Du hier vor Dir siehst."

Antonetta schrie laut auf; jetzt hatte sie die Gewißheit der Täuschung, welche hier beabsichtigt wurde.

„Vincentio!“ wandte sie sich zu diesem, „hast Du gehört, wie diese Fremde frech sich meinen Namen anmaßt? wirst Du es dulden, daß diese Betrügerin sich zwischen uns drängt?“

„Betrügerin Du selbst!“ rief Veronika. — „Vincentio, befreie uns von der Gegenwart dieses heillosen Geschöpfes! Ohne Zweifel ist es die Circe, die uns schon so lange verfolgt, sie hat sich meine Gestalt gegeben, um uns zu betrügen.“

„Gerechter Gott!“ sprach Antonetta weinend, „kann die Bosheit so weit gehen? — Vincentio! erkennst Du mich denn nicht, mich, Antonetta, Deine Braut?“

„Beharrst Du in Deiner Frechheit, Dir meinen Namen zu geben?“ sagte Veronika. — „Vincentio, wenn Du mich lieb hast, jage diese Betrügerin fort!“

Vincentio befand sich in einer schrecklichen Lage; eine von den Beiden mußte die Circe sein, — aber welche war es?

„Laßt uns zu meinem Vater gehen,“ hob Antonetta wieder an, „sein Herz wird erkennen, wer sein Kind ist, und die Betrügerin wird entlarvt werden.“ —

Unter fortdauerndem Streit kamen die Drei bei dem Vater Nicolo an.

„Vater!“ riefen Beide zugleich, auf ihn zu eilend.

Der alte Mann prallte zurück, er wußte nicht, was er sagen sollte.

„Erkennst Du nicht Deine Antonetta, Vater?“ fragte diese.

„Sprich der Betrügerin ihr Urtheil, Vater,“ sprach Veronika, „die sich mit unerhörter Frechheit hier eindrängt!“ —

So währte der Streit fort, Vater Nicolo war eben so rathlos, wie Vincentio, denn es fand sich auch nicht das kleinste Unterscheidungszeichen, woran die rechte Antonetta zu erkennen gewesen wäre.

„Vincentio!“ wandte sich Antonetta in Verzweiflung wieder zu diesem, „lohnst Du es mir so, daß ich Dich, der Du ein armer Knecht bist, reich und glücklich machen wollte? — ist dies der Dank, daß ich Dich allen Andern verzog?“

„Ha!“ rief Vincentio, „Du bist meine Antonetta nicht! — Sie war sanft und gut geworden, hatte sich ihres Hochmuthes gänzlich entäußert, nimmer würdest Du mir meine Armuth

geworfen haben, wenn Du Antonetta wärest. — Hinaus mit Dir, Du bist die Betrügerin!"

„Hast Du sie endlich erkannt?" sagte Veronika. — „Hinaus mit ihr!"

Und die weinende Antonetta wurde zum Hause hinaus gestoßen. —

Sie wandte sich nach der Mühle, um Veronika ihr Leid zu klagen. Hier fand sie Alles in Sorgen, denn es war bereits spät und man suchte vergebens überall nach Veronika. Für eine kurze Zeit wurde der Müller durch die Mittheilung Antonetta's über die Vorgänge in ihrem väterlichen Hause von seiner Sorge abgelenkt; auch er war der Meinung, daß die verrufene Circe dort ihr Wesen treibe; als aber die Nacht hereinbrach und Veronika nicht kam, da stieg des Vaters Sorge immer höher.

Antonetta blieb die Nacht im Hause des Müllers, der ihr freundlich ein Obdach angeboten hatte. Schlafen konnte sie um so weniger, als sie neben ihrer eigenen Bekümmerniß auch die Sorge um Veronika mit deren Vater theilte. So verbrachte sie die sonst der Ruhe gewidmeten Stunden mit Thränen und Klagen.

Am Morgen glaubte der Müller die Gewißheit zu erhalten, daß er sein Kind verloren habe: ein Bauer aus dem Dorfe erzählte, er habe am vorigen Tage gesehen, wie Veronika mit einem unbekannten Mädchen nach dem Walde gegangen.

„Das ist die Circe gewesen!" rief der Müller im höchsten Schmerz, „sie hat mir mein Kind fort gelockt; ich werde es niemals wieder sehen!" —

Antonetta war sehr erschöpft vom Wachen und Weinen, als sie aufstand, aber sie hatte einen Entschluß gefaßt. Sofort begab sie sich nach ihrem väterlichen Hause.

Ehe sie noch in dasselbe trat, vernahm sie einen lauten Lärm, und als sie in die Stube kam, sah sie mit Entsetzen ihr eigenes Ebenbild zwei Mal, die beiden Wesen aber, welche Antonetta's Gestalt trugen, waren in einem furchtbaren Streit begriffen, der auf einige Augenblicke durch Antonetta's Eintritt unterbrochen wurde.

„Eine Dritte noch!“ rief Vater Nicolo; „o, mein Gott, soll dieses höllische Blendwerk uns denn immer mehr verwirren?“

„Vater! Vincentio!“ sprach Antonetta flehend, „Ihr habt mich hinaus gestoßen, o, nehmt mich wieder auf! — Vincentio! ich habe Dich so sehr lieb, willst Du mich aber nicht erkennen, so nimm eine von Jenen dort, doch meinen Vater laßt mir wenigstens. Mag er Euch die Hälfte seiner Habe geben, oder so viel er immer will, — nur ganz verstoßen lasset mich nicht sein!“

Jetzt fuhren die andern Beiden mit drohender Geberde auf die Unglückliche ein; sie hielt still, ihr Muth war gebrochen, sie konnte sich nicht vertheidigen.

„Hinaus, Du Heuchlerin!“ schrie Veronika, „weil Du mit Deinem Trotze Nichts erreichen konntest, willst Du wohl versuchen, Mitleid zu erwecken?“ —

Immer größer wurde die Verwirrung, Antonetta ließ nicht ab mit Bitten, die beiden Anderen tobten bald gegen einander, bald gemeinschaftlich gegen Antonetta. —

Wo war die dritte Person mit Antonetta's Gestalt hergekommen? —

Wir wissen, daß die Circe sich in den Besitz des goldenen Herzens gesetzt hatte, welches Vincentio von der Mutter Magdalena erhalten und Antonetta geschenkt. Sie trug es an ihrem Halse und bald sollte sie die Wirkung desselben empfinden. Als Vincentio erschien, um Antonetta noch zu rechter Zeit der Gewalt der Circe zu entziehen, hatte diese ihn zuerst gesehen. So heftig ihr Zorn anfangs darüber gewesen, daß der Jüngling ihr Werk zerstört hatte, wobei sie selber noch in Gefahr gerieth, hielt derselbe doch nicht lange an, ja, kaum hatte sie Veronika zu dem Zauberwerke gerüstet, das der armen Antonetta so große Schmerzen bereiten sollte, da trat an die Stelle des Rachegefühls eine Neigung, welche die Circe unwiderstehlich zu Vincentio zog. Rasch entschloß sie sich, ebenfalls unter Antonetta's Gestalt aufzutreten, wobei sie die Hoffnung hegte, ihre Schlauheit werde den Sieg über die beiden Anderen davon tragen. —

Antonetta war kraftlos in die Kniee gesunken, der wüthende Streit zwischen Veronika und der Circe dauerte noch fort, als der Müller, trostlos über den Verlust seiner Tochter, [illegible].

Veronika war nahe daran, sich zu verrathen, denn der Anblick des jammernden Vaters erschütterte sie so sehr, daß sie fast die Fassung verlor. — Vater Nicolo verlangte von seinem Freunde, dem Müller, Rath, den dieser auch dann nicht würde [illegible] geben können, wenn [illegible] auch nicht mit dem eigenen Leid so sehr beschäftigt gewesen wäre, denn er konnte jetzt nicht mehr unterscheiden, welche von den Dreien die Nacht bei ihm zugebracht.

Auch Vincentio wurde in Verzweiflung gesetzt durch die Unmöglichkeit, die rechte Antonetta heraus zu finden, er fürchtete nicht ohne Grund, unter den Zweien, welche er nothwendig sich stoßen mußte, könne eben seine Braut sein.

Unterdessen war der Streit zwischen Veronika und der Circe immer hitziger geworden; die Erstere, erbittert über den Widerstand, der ihr entgegen gesetzt wurde, griff Veronika an und wollte diese mit Gewalt zur Thür hinaus drängen. Bei dieser hastigen Bewegung aber wurde das goldene Herz, welches sie in ihrem Brustlatz verborgen hatte, heraus gezogen und [illegible] Vincentio in die Augen.

Hastig sprang dieser auf die arglistige Zauberin zu, ergriff sie bei der Kehle und rief:

„Du bist die Circe! das ist das goldene Herz, welches Du meiner Braut gestohlen hast. Bekenne, oder ich erwürge Dich!"

Vergebens suchte die Circe sich Vincentio's kräftiger Hand zu entwinden, es blieb ihr Nichts übrig, als zu gestehen, wer sie sei, wollte sie nicht erdrosselt werden.

„Ich bin es, ja, ich bin die Circe!" röchelte sie, schon halb todt.

„Und welche von diesen Beiden ist Antonetta?" fragte Vincentio weiter, und dabei kniff er die Gurgel der Zauberin zusammen, daß diese ächzte und ihr Gesicht sich kirschbraun färbte. —

Veronika, die nun doch Alles verloren sah, überhob die Circe der Antwort.

„Jene dort ist es!“ sagte sie, auf Antonetta deutend. „Verführt von der schändlichen Circe, beschloß ich, Euch zu betrügen. Vergebt mir und zwingt sie, daß sie mir meine wahre Gestalt wiedergebe, damit mein Vater mich erkenne und sich beruhige.“

Sie trat vor die Circe hin, diese berührte ihre Stirn, und im Augenblicke stand Veronika vor ihrem Vater, der erst die Arme nach ihr ausbreitete, aber, als Veronika ihm nahe kam, sie zurückwies und sprach:

„Ich danke Gott, daß Du lebst; jetzt aber büße zuvor den Frevel ab, welchen Du begangen hast, dann erst komme wieder vor meine Augen. — Dir aber, nichtswürdige Hexe, soll vergolten werden, wie Du es verdienst!“

Dabei hieb er, ehe die Andern ihn zurückhalten konnten, der Circe mit seinem dicken Stocke über den Kopf, daß sie todt zusammen sank. —

Vincentio hielt während dessen Antonetta in den Armen und bat sie um Verzeihung, daß er gerade sie so hart zurückgestoßen.

„Bin ich denn nicht selber schuld?“ flüsterte sie, „habe ich Dich nicht gereizt durch die Worte, mit denen ich, undankbar und voll Dünkel, Dir Deine Armuth vorwarf? — Ich habe bitter erkannt, daß ich mich ganz meiner Unarten entäußern muß, will ich mir nicht selber dadurch Leiden bereiten!“ —

Vater Nicolo ließ durch einige Knechte die Leiche der erschlagenen Circe fortschaffen; unterdessen legte Veronika ein offenes Geständniß ihrer Schuld ab, Antonetta und Vincentio, in der Freude darüber, daß Alles sich noch so glücklich gestaltet hatte, verziehen ihr nicht nur gern, sondern baten auch bei ihrem Vater für sie.

„Du wirst Mühe haben, mich von Deiner wahrhaften Besserung zu überzeugen,“ sagte der Müller, „denn was Du gethan, ist so schlecht, daß ich mich fast schäme, Dich mein Kind zu nennen. Ich selber hätte gern den wackern Burschen da zum Schwiegersohn gehabt, aber Schandthaten sollten darum

…, Andere nicht unglücklich gemacht werden. Du mußt …res thun, ehe ich diesen Streich vergesse."

… Antonetta und Vincentio fuhren fort, den Alten zu bitten, … da ja nun Alles wieder gut sei, seinen Zorn über Ve… fahren lasse.

„Jetzt sehe ich erst, wie viel Ihr besser seid, als ich," hob … reumüthig an; „ich habe Euch so Böses zugefügt, und …bittet Ihr noch für mich!"

„Laßt uns nur endlich …hören," fiel Vincentio ein, „Ihr …so viel von anderen …ngen, daß man gar nicht dazu …, sich darüber zu freuen, daß das Unheil glücklich vorüber …en ist. — Die saubere Circe wird nun Keinem mehr mit …Höllenkünsten schlimme Streiche spielen: der Nachbar Mül… sie so gut getroffen, daß sie nicht mehr aufsteht."

Der Alte ließ sich endlich so weit besänftigen, daß er ver… solle, vorausgesetzt, Veronika suche ihr schweres Ver… auf alle Weise gut zu machen, nicht weiter die Rede da… sein, und so war man denn allerseits zufrieden, nur daß …ka nicht ohne ein peinliches Schaamgefühl zu Antonetta …Vincentio die Augen aufheben konnte.

… Vier Wochen später stand Antonetta, bräutlich geschmückt, …Vincentio vor dem Altare des Herrn. Mit stolzer Freude …Vater Nicolo auf das schöne Paar, und als der Prie… den Segen über dasselbe sprach, da stimmte er recht von …zen ein.

… Und Gottes Segen ruhte denn auch auf den Beiden. Un… Vincentio's kräftigen und thätigen Händen gedieh die Wirth… welche ihm Vater Nicolo gänzlich überließ, daß es eine …war, und sich der junge Mann der vollen Zufriedenheit …Schwiegervaters erfreuen durfte. —

… Veronika war zu dem Einsehen gekommen, daß man, um …haft glücklich zu sein, auch gut sein müsse; sie hatte sich …gebessert und war fortan eine aufrichtige Freundin An… deren Glück sie ohne Neid sah.